

Zu lexikalischen Besonderheiten des Schweizerdeutschen anhand von Zeitungstexten aus dem Kulturbereich / O leksičkim posebnostima švicarskog njemačkog na temelju novinskih tekstova iz područja kulture

Prgomet Abramović, Viktorija

Undergraduate thesis / Završni rad

2024

Degree Grantor / Ustanova koja je dodijelila akademski / stručni stupanj: **Josip Juraj Strossmayer University of Osijek, Faculty of Humanities and Social Sciences / Sveučilište Josipa Jurja Strossmayera u Osijeku, Filozofski fakultet**

Permanent link / Trajna poveznica: <https://um.nsk.hr/um:nbn:hr:142:275638>

Rights / Prava: [In copyright](#)/[Zaštićeno autorskim pravom.](#)

Download date / Datum preuzimanja: **2025-01-08**



Repository / Repozitorij:

[FFOS-repository - Repository of the Faculty of Humanities and Social Sciences Osijek](#)



Sveučilište J.J. Strossmayera u Osijeku

Filozofski fakultet Osijek

Dvopredmetni preddiplomski studij njemačkog jezika i književnosti i engleskog
jezika i književnosti

Viktorija Prgomet Abramović

**O leksičkim posebnostima švicarskog njemačkog na temelju
novinskih tekstova iz područja kulture**

Završni rad

Mentorica: izv. prof. dr. sc. Ivana Jozić

Osijek, 2024.

Sveučilište J.J. Strossmayera u Osijeku

Filozofski fakultet Osijek

Odsjek za njemački jezik i književnost

Dvopredmetni preddiplomski studij njemačkog jezika i književnosti i engleskog
jezika i književnosti

Viktorija Prgomet Abramović

**O leksičkim posebnostima švicarskog njemačkog na temelju
novinskih tekstova iz područja kulture**

Završni rad

Humanističke znanosti, filologija, germanistika

Mentorica: izv. prof. dr. sc. Ivana Jozić

Osijek, 2024.

J.-J.-Strossmayer-Universität Osijek
Fakultät für Geistes- und Sozialwissenschaften Osijek
Vordiplomstudium der deutschen Sprache und Literatur
(Zwei-Fach-Studium)

Viktorija Prgomet Abramović

**Zu lexikalischen Besonderheiten des Schweizerdeutschen anhand
von Zeitungstexten aus dem Kulturbereich**

Abschlussarbeit

Mentorin: Ao. Prof. Dr. Ivana Jozić

Osijek, 2024

J.-J.-Strossmayer-Universität Osijek
Fakultät für Geistes- und Sozialwissenschaften Osijek
Abteilung für deutsche Sprache und Literatur
Vordiplomstudium der deutschen Sprache und Literatur
(Zwei-Fach-Studium)

Viktorija Prgomet Abramović

**Zu lexikalischen Besonderheiten des Schweizerdeutschen anhand
von Zeitungstexten aus dem Kulturbereich**

Abschlussarbeit

Geisteswissenschaften, Philologie, Germanistik

Mentorin: Ao. Prof. Dr. Ivana Jozić

Osijek, 2024

Izjava o akademskoj čestitosti i o suglasnosti za javno objavljivanje

Izjavljujem s punom materijalnom i moralnom odgovornošću da sam svoj rad samostalno napravila te da u njemu nema kopiranih ili prepisanih dijelova tuđih radova, a da nisu označeni kao citati s napisanim izvorom odakle su preneseni.

Svojim vlastoručnim potpisom potvrđujem da sam suglasna da Filozofski fakultet Osijek trajno pohrani i javno objavi moj rad u internetskoj bazi završnih i diplomskih radova knjižnice Filozofskog fakulteta Osijek, knjižnice Sveučilišta Josipa Juraja u Osijeku i Nacionalne i sveučilišne knjižnice u Zagrebu.

U Osijeku, 15.09.2024.



Viktorija Prgomet Abramović, 0122237463

ime i prezime studenta, JMBAG

Zusammenfassung und Schlüsselwörter in der deutschen Sprache

In dieser Abschlussarbeit wird die schweizerdeutsche Sprache auf der lexikologischen, lexikographischen, soziolinguistischen und helvetischen Ebene untersucht, bzw. ihre lexikalischen Besonderheiten anhand von Zeitungstexten aus dem Kulturbereich. Der erste Teil befasst sich mit den theoretischen Grundlagen der Lexikologie, Lexikographie und Soziolinguistik sowie mit dem historischen Hintergrund der deutschen Sprache in der Schweiz. Zudem wird die Entwicklung der geschriebenen und gesprochenen Sprache, als auch die Nutzung der Helvetismen in heutiger Zeit eingehender definiert. Der zweite Teil beschreibt die Analyse des herausgesuchten Korpus, in welchem Interviews aus Kultur-Zeitungsartikeln als Korpus dienen. Anhand der obenerwähnten theoretischen Grundlagen erfolgte eine genauere Analyse zu lexikalischen Besonderheiten der schweizerdeutschen Sprache, welche mit dem Standarddeutschen verglichen wurden. Zusammenfassend ist das Resultat der Analyse sowie der Hypothese im Schlusswort erwähnt.

Schlüsselwörter:

Lexikologie, Lexikographie, Helvetismus, Zeitungsartikel

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung.....	8
2. Theoretischer Teil	9
2.1. Lexikologie.....	9
2.2. Lexikographie.....	10
2.3. Soziolinguistik.....	11
2.4. Historischer Hintergrund der deutschen Sprache in der Schweiz	12
2.4.1. Entwicklung der geschriebenen Sprache	12
2.4.2. Entwicklung der gesprochenen Sprache	14
2.4.3. Helvetismen in heutiger Zeit.....	16
3. Analytischer Teil.....	19
3.1. Einführung in den analytischen Teil.....	19
3.2. Erstellung des Korpus.....	19
3.3. Korpusanalyse	19
3.3.1. Lexikologie und Lexikographie.....	20
3.3.2. Einfluss verschiedener Sprachen	21
3.3.3. Helvetismen	22
4. Schlusswort.....	23
5. Literaturverzeichnis	25

1. Einleitung

In vielen Ländern werden mehrere Sprachen gesprochen und diese haben jeweils einen gewissen Einfluss auf die Sprachenvielfalt im Landesinneren als auch auf die Nachbarländer. Die Schweiz ist ein Land mit vier offiziellen Landesprachen (Deutsch, Französisch, Italienisch und Rätoromanisch). Die Mehrsprachigkeit der Schweiz wird interessanterweise auch von anderen Sprachen beeinflusst, wie beispielsweise durch die Ursprache Latein oder das Keltische. Diese sprachliche Verschmelzung hat die Neugierde geweckt, die schweizerdeutsche Sprache auf deren lexikalische Besonderheiten zu untersuchen, um die Herkunft der Einflüsse zu verstehen.

Ziel dieser Abschlussarbeit war, das Schweizerdeutsche mit dem Standarddeutschen zu vergleichen und die sprachlichen Differenzen in vier lexikalische Besonderheiten einzuteilen, um die Aspekte der Verschiedenheiten zu beleuchten. Als Fazit sollte die Hypothese beantwortet werden, ob mehr als 50 Prozent der schweizerdeutschen Sprache durch die Spendersprachen beeinflusst werden. Alle folgenden Kapitel dienen dazu, die Hypothese vorzubereiten und zu untermauern.

Im ersten Teil der Arbeit erörtert der theoretische Teil die Begriffs- und Ursprungserklärungen der Lexikologie, Lexikographie, Soziolinguistik und historischen Hintergrund der deutschen Sprache in der Schweiz. In letzterem Kapitel wurde die Entwicklung der geschriebenen und gesprochenen Sprache, als auch die Nutzung der Helvetismen in heutiger Zeit beschrieben.

Der analytische Teil beschreibt die Vorgehensweise der Korpusanalyse, wobei als Informationsbasis zehn online Zeitungsartikel aus der *Berns Wochenzeitung BärnerBär* herangezogen wurden. Als Korpus dienten ausschließlich Interviews mit Vertretern aus dem Kulturbereich. In darauffolgenden vier Kapiteln wird die Analyse zu lexikalischen Besonderheiten aufgezeigt und mittels Beispiele untermauert. Das Schlusswort erörtert die Einschätzung aus der Analyse und ob die Hypothese der Einflüsse auf das Schweizerdeutsche bewiesen worden ist.

2. Theoretischer Teil

Dieses Kapitel wird sich mit den Hauptbegriffen der für diese Abschlussarbeit relevanten Disziplinen befassen. In den Kapiteln der Lexikologie, Lexikographie und Soziolinguistik werden jeweils die Begriffserklärungen, Autoren und deren Meinungen, sowie die wichtigsten Aspekte erörtert. Im Weiteren folgt der historische Hintergrund der deutschen Sprache in der Schweiz, welcher sich der gesprochenen und geschriebenen Sprache widmet. Das letzte Unterkapitel behandelt die Helvetismen in der heutigen Zeit.

2.1. Lexikologie

„Das Verhältnis von Lexikologie und Lexikographie ist schwieriger, als man meinen sollte“ (Harm 2015: 134). Während sich Lexikologie mit der Analyse von Wortschatz und Wörtern einer Sprache befasst, fokussiert sich Lexikographie hingegen auf deren Anwendungen. Entsprechend definiert Stojić (2015: 5) den Begriff Lexikologie als „die sprachwissenschaftliche Disziplin, die den Wortschatz einer Sprache und seine Entwicklung betrachtet“. Der Begriff Lexikologie stammt aus den griechischen Wörtern *lexikos* und *logos*. *Lexikos* bedeutet Wort und *Logos* Lehre oder Kunde (vgl. ebd.: 5-6). Denselben Begriff beschreiben Römer und Matzke (2005: 1), als „Lehre von den Wörtern“. Mit anderen Worten steht bei dieser Sichtweise das Wort im Mittelpunkt. Allerdings kann die Frage gestellt werden, was ein Wort überhaupt ist. Im deutschen Wörterbuch wird der Begriff als eine „selbständige sprachliche Einheit mit einem bestimmten Bedeutungsgehalt“ bezeichnet (Harm 2015: 12). Als linguistische Kategorie umfasst die Lexikologie einerseits ein breites Spektrum an Wortgruppen, Wörtern, Morphemen und lexikalischen Einheiten. Andererseits beinhaltet das breite Spektrum den gesamten Wortbestand einer Sprache und seine gesetzmäßigen Veränderungen, welche durch außersprachliche Erscheinungen geprägt werden (vgl. Stojić 2015: 5). Obwohl Wörter verschiedene Charakteristika haben, „bilden sie die Basiskomponenten aller Sprachen“ (Römer und Matzke 2005: 1). Römer und Matzke (2005: 1-2) unterscheiden folgende Arten der Lexikologie: allgemeine, spezielle, historische, kognitive und computerlinguistische Lexikologie. Obgleich der Begriff Lexikologie als eine „relativ junge sprachwissenschaftliche Disziplin“ (Schippan 1922: 1) anerkannt ist, wurde die Bezeichnung *Wortforschung* bereits seit 1960 im deutschsprachigen Gebiet angewandt (vgl. Römer und Matzke 2005: 3). In diesem Zusammenhang setzte sich Lexikologie als „ein eigenständiges linguistisches Teilfach“ durch. Der „wirkliche Durchbruch als kanonische Disziplin der Sprachwissenschaft“ kam erst in den 1980er und 1990er Jahren (vgl. Harm 2015: 8).

2.2. Lexikographie

Die linguistische Disziplin Lexikographie hängt laut Römer und Matzke (2005: 7) eng mit der Lexikologie zusammen. „[E]inerseits wendet [die Lexikographie] die Ergebnisse der Lexikologie an, andererseits erhält die Lexikologie von der Lexikographie wissenschaftliche Impulse und Aufträge“ (Stojić 2015: 16). Die Theorie und Praxis der Wörterbucharbeit entwickelten sich fortlaufend in der Lexikographie. Früh wurden Synonyme und Etymologien, die Wortbildung und andere lexikalische Probleme in Wörterbüchern erörtert (vgl. ebd.). Währenddessen stellt sich die Frage, ob „Lexikographie eine Wissenschaft oder eine Praxis oder vielleicht beides zugleich ist [...]“, letztlich kann oder will Harm (vgl. 2015: 134) auf diese Frage keine Antwort geben. Stojić (vgl. 2015: 16) weist auf die Enzyklopädie von Isidor von Sevilla (6. Jh.) hin, welche bis ins Mittelalter Gültigkeit hatte. Enzyklopädien und Wörterbücher wurden in der Antike in Griechisch und Latein verfasst und im Mittelalter weitgehend nur in Latein (vgl. ebd.). Mit dem Ziel der Vermittlung der lateinischen Sprache wurden handschriftliche Glossare oder Wörterbücher meist im lateinisch-deutschen Vokabular verfasst. Der sogenannte *Abrogans* ist „[d]as älteste deutschsprachige Wörterbuch [...], ein lateinisch-deutsches Glossar“ (ebd.). Ende des 15. Jahrhundert erschienen die ersten gedruckten deutschen Wörterbücher, welche eine Weiterführung der bestehenden Glossare waren. Neu wurde das deutsche Wort als Stichwort an erster Stelle erwähnt. Die ersten Versuche erfolgten im 17. Jahrhundert, um den gesamten Wortschatz wissenschaftlich darzustellen, die sogenannten Stammwörterbücher (Justus Georg Schottel und Kaspar von Stieler). Im frühen 18. Jahrhundert bezog sich die Diskussion um das Gesamtwörterbuch (Johann Christoph Adelung) und im 19. Jahrhundert um das historische Wörterbuch (Jacob und Wilhelm Grimm) (vgl. ebd.). Letzteres brachte ein vielfältiges „Typenreichtum der Wörterbücher“ hervor. Zudem entstand „die Theorie der Lexikographie“, welche sich mit den folgenden Aspekten befasst: „Grundfragen der lexikographischen Spracherforschung, Ermittlung des gesellschaftlichen Bedarfs in Wörterbüchern, Typologisierung von Wörterbüchern [und die] Prinzipien der Anfertigung lexikographischer Texte“. Aktuell beschäftigt sich Lexikographie mit dem Aufbau von Wörterbüchern, der Auswahl von Informationen und Wörtern zum Eintrag ins Wörterbuch (vgl. ebd.: 7). Gemäß Harm (2015: 135) „muss [man] eine ungefähre Vorstellung davon haben, welche Information in welchem Werk überhaupt nachgeschlagen werden kann“. Er ist der Ansicht, dass „[w]enn man eine Typologie von Wörterbüchern aufstellt, kann man von sehr unterschiedlichen Einteilungskriterien ausgehen“ (ebd.). Mehrere Klassifikationen stammen von Volker Harm (ebd.) und beziehen sich auf „Benutzungszweck[e] (Kühn 1989: 121), [...] Art der lexikographischen Information, [...] de[n] sprachlichen Gegenstandsbereich oder auch [...] [auf] äußer[e] Gesichtspunkt[e] wie

Format, Umfang, Medium [...]. Im zuletzt genannten Fall könnte man unterscheiden zwischen Handwörterbuch, Großwörterbuch, mehrbändige[m] Wörterbuch, elektronische[m] und gedruckte[m] Wörterbuch“. Zusätzlich schildert Harm (ebd.) eine weitere Klassifikation von Hausmann, welche sich „von einem Gegensatz zwischen einem „sozusagen merkmallösen Grundtyp“, [dem] sog. Allgemeinwörterbuch [...] und [von] einem merkmalthaltigen Typ, dem sog. Spezialwörterbuch [unterscheidet]“. Harm (ebd.) behauptet, dass Hausmann unter dem Allgemeinenwörterbuch ein umfassendes Wörterbuch der Standardvarietät versteht, wie z. B. den zehnbändigen Duden oder das WDG. Hausmann setzt die Typologie vor allem bei Spezialwörterbüchern ein und unterscheidet die folgenden Arten: Benutzergruppenorientierte Wörterbücher (z. B. Lernerwörterbücher), auf bestimmte Texte bezogene Wörterbücher (z. B. Autorenwörterbücher), Informationstypen Wörterbücher (z. B. Wortfamilienwörterbücher, Synonym- und Antonymwörterbücher) und Stichwörter bezogene Wörterbücher - lemmatyporientierte Wörterbücher (z. B. Fremdwörterbücher). Die Art und Weise der Wortschatzdarstellung, ob alphabetisch, wortfamilienorientiert oder relationenorientiert liegt in der Klassifikation außen vor (ebd.: 135-136).

2.3. Soziolinguistik

Anfang der 1960er Jahre entstand Soziolinguistik „als eine der ersten sogenannten *Bindestrich-Linguistiken*, [manchmal als] sprachwissenschaftlich[e] Teildisziplin“ genannt (Spitzmüller 2022: 1). Das *Metzler-Lexikon Sprache* (Glück und Rödel 2016: 105) bezeichnet die Definition der Soziolinguistik als ein „Komposita mit ‚-linguistik‘ als zweitem Glied“, während „das erste Glied des Kompositums [Sozio-]“ als „Gegenstands- oder Anwendungsgebiet[] der Sprachforschung“ determiniert wird.

Soziolinguistik wird laut Jürgen Spitzmüller (2022: 1) definiert als „eine Form der Sprachwissenschaft, an der spezifisch ist, dass sie sich mit sozialen (d. h. gesellschaftlichen) Phänomenen beschäftigt, die für die Sprachwissenschaft relevant sind“. Gemäß Spitzmüller (ebd.) schreibt Coupland (2007: 4) „Sociolinguistics is, as they say, a broad church.“. Spitzmüller (vgl. ebd.: 7) erweitert das Fazit „a broad church“ mit der Ouvertüre, dass Soziolinguistik eine polyphone Disziplin ist, in welcher gleichzeitig verschiedene und nicht immer harmonisierende Stimmen zu hören sind. Obwohl gemeinsame Anliegen, Themen und Grundannahmen vorliegen, lässt sich diese Disziplin nicht auf ein gemeinsames Forschungsprogramm, Methoden, Theorien und Begriffe herunterbrechen. „Täte man dies, würde man gerade die größten Stärken und wohl auch das Erfolgsgeheimnis der Soziolinguistik ausblenden: ihre Vielschichtigkeit [...], Diskussions- und Kontroversenfreudigkeit, [...] und [...] theoretische, methodologische und interdisziplinäre Offenheit [...]“ (ebd.).

Am meisten interessiert sich Soziolinguistik für die intralinguistische Variabilität, die innerhalb von Sprachen auf allen Ebenen existiert. Auf allen linguistischen Beschreibungsebenen zwischen Sprachen gibt es Variabilität: im Bereich der Lexik, Lautung (Phonologie und Phonetik), Syntax, Semantik, Morphologie, Pragmatik, Verschriftung und im Bereich der Prosodie (vgl. ebd.: 48-53). Die intralinguale prosodische Variation „zeigt sich außerdem [...] im Vergleich von Dialekten und regionalen bzw. arealen Varietäten“ (ebd.: 56). Spitzmüller (vgl. ebd.: 57) bezeichnet die standardisierte Form einer Sprache als Standardvarietät in der Variationslinguistik. Bestimmte pluriareale oder plurizentrische Sprachen kommen in verschiedenen Standardvarietäten vor. In Deutschland und in der Schweiz sind sie jeweils mit grammatischen, orthographischen, pragmatischen und lexikalischen Spezifika gebräuchlich (vgl. ebd.). Nach einem Vorschlag von Charles Ferguson (1959) bezeichnet man in der Soziolinguistik die *Diglossie*, als eine „übliche systematische Verwendung zweier Sprachen oder Varietäten (bspw. Dialekt und Standarddeutsch in der Deutschschweiz) in jeweils bestimmten und relativ klar voneinander abgrenzbaren Situationen“ (ebd.: 76). „In der Regel wird einer der beiden Sprachen oder Varietäten dabei (im Sinne der Verwendung in mehr oder wenige[r] formalen bzw. informellen Kontexten) ein sozial höheres Prestige zugesprochen („H-Varietät“, ‚H‘=‘high‘, der anderen ein niedrigeres („L-Varietät“, ‚L‘=‘low‘)“ (ebd.).

2.4. Historischer Hintergrund der deutschen Sprache in der Schweiz

2.4.1. Entwicklung der geschriebenen Sprache

In der „rein deutschsprachigen Schweiz¹“ bildet sich im 14. und 15. Jahrhundert „eine eigene landschaftliche Schreibsprache heraus“, welche anderen deutschsprachigen Regionen ähnlich ist. Diese Schreibweise enthält die Schriften des Reformators Ulrich Zwingli (1484-1531) (vgl. Ammon 1995: 230). Sichtbare Merkmale dieser Schreibsprache sind nicht nur die lexikalischen Besonderheiten der schweizerdeutschen Schriftsprache, sondern auch die „alemannische[n] Monophthonge, bzw. deren schriftliche Entsprechungen, anstelle derjenigen Diphthonge, die wir als Folge der neuhochdeutschen Diphthongierung heutzutage in allen Standardvarietäten der deutschen Sprache finden“ (ebd.). Zwingli schreibt laut Ammon (vgl. ebd.) beispielsweise *fegefür* anstatt dem Wort *Fegefeuer*, *ynleitung* anstatt *Einleitung*, *fry* anstatt *frei* usw. Seit 1291 bildet sich bis heute keine eigene deutsche Schreibsprache in der Schweiz heraus, trotz ihrer Eigenständigkeit.

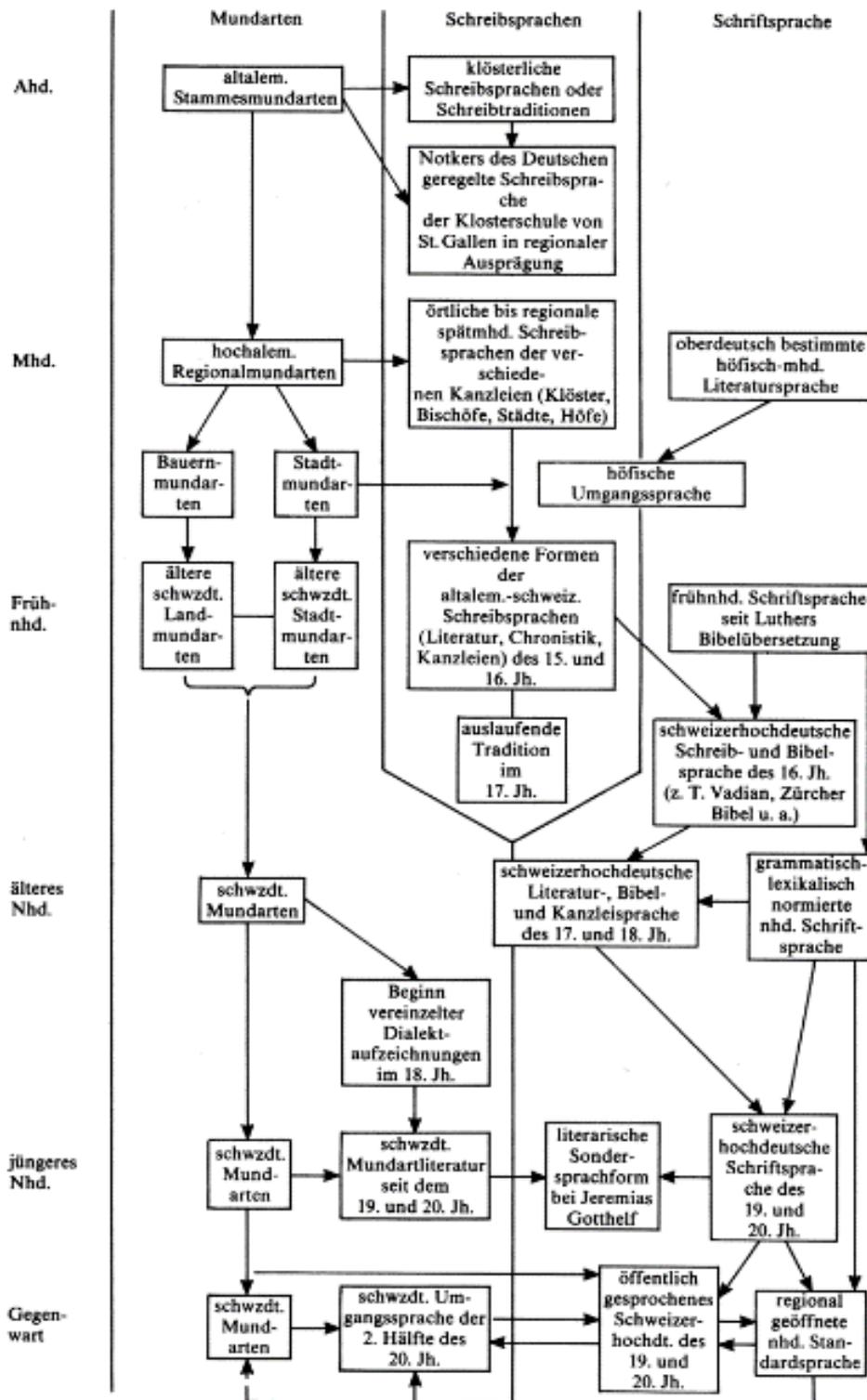
¹ rein deutschsprachige Kantone (*Aargau, Glarus, Luzern, St. Gallen, Schaffhausen, Solothurn, Schwyz, Thurgau, Uri, Zug und Zürich*) und Halbkantone (*Appenzell Innerrhoden, Appenzell Ausserrhoden, Basel-Landschaft, Basel-Stadt, Nidwalden, Obwalden*) in der Schweiz

<https://grenzgaenger-ch.de/kantone-schweiz/>, abgerufen am 24.8.2024.

Ab dem 16. Jahrhundert übernehmen die deutschsprachigen Schweizer immer mehr und mehr neuhochdeutsche Diphthonge in ihre Schreibsprache. „Ein Markstein auf diesem Weg [ist] die dementsprechende sprachliche Revision der Zürcher Bibel in den Jahren 1662-1667“ (ebd.). Jedoch entsteht während des Humanismus in der Bildungssicht ein Bewusstsein der sprachlichen Sonderstellung der Schweiz. Ab der Mitte des 18. Jahrhunderts führt dies zur Bezeichnung der Schriftsprache als *Schweizerdeutsch* (vgl. ebd.). Die deutschsprachigen Schweizer verteidigen sich dagegen, die sächsisch-meißnische Sprache in Reinform zu adaptieren und bestehen auf Verwendung von Regionalismen, vor allem in der Lyrik und im Drama. Diese Proteste führen zur Entwicklung der Dialektliteratur sowie zur Akzeptanz der schweizerischen Besonderheiten im Standarddeutschen und für den „Übergang der Schweizer Autoren vom sprachlichen Sich-nicht-anpassen-Können zum Sich-nicht-anpassen-Wollen“ (ebd.). Gemäß Stefan Sonderegger ist die „Zweisprachformigkeit auf der Schriftsprachebene um die literarische und kanzeleamtliche Form des Schweizerhochdeutschen ergänzt worden“ (Besch et al. 2003: 2860). „Die Tendenz zur Einbeziehung schweizerischer Ausdrücke in die geschriebene Sprache hat sich zwar in der späteren Zeit nicht kontinuierlich verfestigt und verstärkt“ (Ammon 1995: 231). Die anerkannten Autoren des 19. Jahrhunderts (Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer) sind unterschiedlicher Meinungen, G. Keller weicht den Helvetismen nicht aus, währenddessen C. F. Meyer sie umgeht. Allerdings gegen das Ende des 19. Jahrhunderts bildet die Schweiz ein sehr limitiertes Zentrum der deutschen Sprache, welches sich in der abgehenden Kodifizierung des eigenen Standarddeutschen zeigt. In der Kontrarität zu Österreich entscheidet sich die Schweiz, nach der versagten Rechtschreibkonferenz in Deutschland (1876) kein eigenes Rechtschreibwörterbuch zu publizieren (vgl. ebd.). Im Jahre 1892, beschloss der Schweizer Bundesrat, dass für die deutschsprachige Schweiz die „im *Orthographischen Wörterbuch* von Konrad Duden festgelegte Orthographie gelten soll“ (ebd.). Nach der gelungenen Berliner Rechtschreibkonferenz (1901), wurde am 18. Juli 1892 ein erneuter Bundesratsbeschluss verabschiedet, welcher noch heute gültig ist.

Die nachfolgende Tabelle entfaltet einerseits die Entwicklung der Helvetismen zu Mundarten, Schreibsprachen und Schriftsprachen mithilfe von Phasen, d. h. vom Althochdeutsch bis in die Gegenwartssprache. Andererseits werden die Zusammenhänge über die jeweiligen Entwicklungsschritte erschlossen. Beispielsweise wird die Schreibsprache im 17. Jahrhundert zum Auslaufmodell und von der Schriftsprache abgelöst.

Tabelle 1: Historische Entwicklung helvetischer Sprachformen der Mundarten, Schreibsprachen und Schriftsprachen in der deutschen Schweiz (Besch et al. 2003: 2849).



2.4.2. Entwicklung der gesprochenen Sprache

Laut Ammon (vgl. 1995: 231) vertreten Winteler, Wissler und Siebs die Meinung, dass die deutschsprachigen Schweizer ihre Aussprache den Deutschen entsprechend adaptieren sollen. Jost

Winteler's detaillierte Abhandlung in der *Schweizerischen Lererzeitung* (*sc!*) aus dem Jahr 1876, kann keinen nennenswerten Widerstand gegen die Geltung einer gemeindeutschen Aussprache gleichermaßen für die Schweiz finden (vgl. ebd.). Winteler erklärt: „[w]ir sollten in der [T]at auch im [S]tande sein, unsere [Z]unge an einen schönen hochdeutschen [L]aut zu gewö[h]nen“ (ebd.). Gegen die nationsübergreifende Vereinheitlichung der Lautung sind Friedrich Staub sowie Johann C. Mörikofer.

Staub äußert sich gegen die preußische „Schnabel geschliffene Aussprache“ und für die „Rettung des immer mehr gefährdeten Nationalbewußtseins“ der deutschsprachigen Schweizer (ebd.). H. Willers ist der Meinung, dass es keinen Raum für die schweizerischen Besonderheiten gebe, er präzisiert „die Schule [...] darf nicht stehen bleiben [...]sondern muss Schritt für Schritt die Annäherung an die gemeindeutsche Aussprache suchen [...]“ (ebd.: 232). Laut Wissler soll das <e> bei Länge geschlossen oder das <g> im Suffix -<ig> „als ch (Kleinigkeit)“ ausgesprochen werden (vgl. ebd.). Auf die „schweizerische[n] Aussprachebesonderheiten“ geht das Buch *Die Aussprache des Deutschen* (1905) von Julius Leumann näher ein. Im Bezug auf die Lautung kann von einer Art „rudimentärer Binnenkodex“ gesprochen werden (vgl. ebd.). Da die Aussprache des Schweizerdeutschen zu divergierenden Meinungen führt, wählt Stichelberger eine „goldene Mittelstraße“ indem er die Abhandlung über *Die Aussprache des Hochdeutschen* verfasst. In dieser sind „gewisse schweizerische Aussprachebesonderheiten zumindest erlaubt“ (ebd.). Otto Seiler liefert im Jahr 1914 mit seiner Abhandlung über *Die Aussprache-Bewegung in der deutschen Schweiz* einen Überblick (vgl. ebd. 233). Seiler vertritt laut Ammon (vgl. ebd.: 231) eine adäquate Auffassung des plurinationalen Standpunktes, d. h. „die ganze soziale Entwicklung“ (in der deutschsprachigen Schweiz) zielt „auf eine allgemein gültige Norm“ ab und somit „auf eine Einheitssprache“. In demselben Jahr (1914) formuliert Stichelberger seine plurinationale Einstellung in der Abhandlung *Schweizerhochdeutsch und Reines Hochdeutsch*, indem er die Grammatik, den Wortschatz und die Phraseologie entsprechend präzisiert (vgl. ebd.: 233). Hierzu stellt er Listen mit schweizerhochdeutschen Wörtern bzw. Wendungen zur Verfügung (vgl. Stichelberger 1914: 69-78). Heinrich Stichelberger (vgl. ebd.: 2f) ist der Ansicht, dass dialektale schweizerische Eigenheiten nicht ins Standarddeutsche übernommen werden sollen. Allerdings bietet er den Einbezug der moderaten Eigenheiten in die schweizerdeutsche Sprache mit den Worten Ludwig Sütterlins: „[a]lso freuen wir uns de[r] bisschen Buntheit, das aus unserm weiten Sprachgebiet noch so anheimelnd herausschimmert, und pflegen wir es liebevoll, ohne Überschätzung“ (ebd.).

2.4.3. Helvetismen in heutiger Zeit

In der Schweiz werden vier Sprachen gesprochen: Deutsch, Französisch, Italienisch und Rätoromanisch. Diese Abschlussarbeit fokussiert nur auf den deutschsprachigen Raum der Schweiz. Die deutsche Sprache wird in siebzehn Kantonen z.B. Halbkantonen vollumfänglich gesprochen. Zusätzlich ist die deutsche Sprache in den Kantonen Bern, Freiburg, Wallis und Graubünden teilweise verbreitet, nebst Französisch und Rätoromanisch. Im Jahre 2022 befindet sich der Anteil der Wohnbevölkerung, die als Hauptsprache Deutsch spricht bei 61,8 Prozent².

Helvetismus als Begriff setzt sich zusammen aus „Helvetia“³, sinnverwandt mit der „Frauengestalt als Sinnbild der Schweiz“ und der Endung „-ismus“. Mit der Entstehung der Schweiz, beginnt auch der Helvetismus. Der sogenannte Bund der Eidgenossen der Kantone Uri, Unterwalden und Schwyz wurde 1291 gegründet, „wobei letztere dem Land den – standarddeutsch diphthongierten – Namen gab (*Schwyz* > *Schweiz*)“ (Ammon 1995: 229).

Folgende fünf Spendersprachen haben zum Helvetismus beigetragen: Alemannischer Dialekt (Schwyzerdütsch), Französisch, Englisch, Latein (Fachvokabular) und Italienisch. Sie sind in untenstehender Tabelle nach der absteigenden Dominanz aufgelistet. Laut Ammon (vgl. ebd.: 281-282) leben alte und nicht mehr gebrauchte Dialekt-Wörter zum Teil noch im Schweizerhochdeutschen weiter.

² <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/216829/umfrage/sprachen-in-der-schweiz/>, abgerufen am 24.07.2024.

³ <https://www.duden.de/rechtschreibung/Helvetia>, abgerufen am 24.07.2024.

Tabelle 2: Beispiele der Spendersprache, welche auf den Helvetismus Einfluss haben mit den dazugehörigen Bedeutungsangaben (Ammon 1995: 281-282).

Spendersprache	Helvetismus	Bedeutungsangaben
Alemannischer Dialekt (Schwyzerdütsch)	Guets(l)i Nüsslisalat wischen	Plätzchen Feldsalat fegen
Französisch	Portemonnaie Velo Pneu	Geldbeutel Fahrrad (Gummi)Reifen
Englisch	Penalty Back	Elfmeter Verteidiger
Latein (Fachvokabular)	Aktuar Matura/Maturitätsprüfung	Schriftführer (lat. <i>autcuarius</i>) Abitur (lat. <i>maturitas</i>)
Italienisch	Zucchetti	Zucchini

Dürscheid und Sutter (2014: 38) erklären Helvetismen als Ausdrucksformen, „die im deutschsprachigen Teil der Schweiz verwendet werden und in einschlägigen Forschungsarbeiten als charakteristische Merkmale der Schweizer Standardvarietät genannt werden“. Im Allgemeinen beziehen sich Helvetismen nicht nur auf den Wortschatz, sondern auch auf die Lautung, Pragmatik und die Schreibung (vgl. Ammon 1995: 254-281).

Die Orthographie oder *Schreibung* wie Ammon (vgl. ebd.: 254) sie nennt, definiert sich gemäß Duden als die Rechtschreibung einer Sprache. Volker Harm (2015: 12) erklärt, dass die Orthographie aus Vorschriften besteht „wie etwas nach Auffassung einer Institution [...] oder einer Autorität [...] geschrieben werden soll“. Nach Ammon (1995: 254) ist in der Schweiz, der Buchstabe <ß> nicht mehr in Gebrauch im Gegensatz zu Deutschland. Wolfgang Mentrup ersetzt den Buchstaben <ß> durch <ss> und daher fehlt der Buchstabe <ß> auf fast allen Schreibmaschinen. In der Schweiz wird allerdings der Buchstabe <ß> seit jeher vermindert angewendet. In den 1935er Jahren übernimmt der Erziehungsrat vom Kanton Zürich eine Vorreiterrolle, indem dieser den Buchstaben <ß> aus den Schulen seines Zuständigkeitsbereichs streicht (vgl. ebd.).

Andere Domänen oder Institutionen gehen dieser Abschaffung erst später nach. Anfangs der 1970er Jahre erscheint das Buch mit dem Titel „Richtiges Deutsch“ bei *Neue Zürcher Zeitung*, welches noch keine Hinweise für einen Ersatz zeigt. Erst ab November 1974 ersetzt die *Neue*

Zürcher Zeitung das scharfe S <ß> neu mit dem Doppel-s <ss> (vgl. ebd.). Spezifische Rechtschreibhelvetismen bilden Wörter mit der Buchstabenkombination Doppel-s <ss> nach Langvokalen und am Wortende. Die Anzahl der spezifischen Rechtschreibhelvetismen ist allerdings bei der Verwirklichung der neuesten Rechtschreibreform eingeschränkt, diese sollte das <ß> nach Kurzvokal allgemein ins <ss> ersetzen. Beispielsweise: Füsse, Grösse (vgl. ebd.).

Ulrich Ammon (ebd.) erklärt, dass mit dem Verzicht auf das <ß> auch eine Besonderheit bei der Worttrennung gibt. Während die Schweizer einerseits, nach Langvokal (offener Silbe) das Doppel-s <ss> trennen, werden bspw. die Wörter *reis-sen*, *Stras-se* usw. von den Deutschen anders getrennt. Sie trennen das Doppel-s <ss> nach Langvokal erst hinter dem Vokal (*Stra-sse*), diese Worttrennung gilt nur in Fällen von Schreibmaschinen mit fehlendem scharfen S <ß> (vgl. ebd.). Einige Wörter befolgen eine besondere Orthographie zur besonderen Aussprache, bspw. die Wörter *Zürcher*, *zürcherisch*, werden ohne [ɪ] ausgesprochen, während die Deutschen es als *Züricher*, *züricherisch* mit diesem Laut aussprechen. Lehnwörter aus dem Französischen und Einzelfälle aus dem Englischen sind in der ursprünglichen Schreibweise und Aussprache deren Herkunftssprache geblieben. Demnach sind die Beispiele in der Schweiz: *Apéritif* (dt. *Aperitif*), *Pédicure* (dt. *Pedikure*), *Réception/Reception* (dt. *Rezeption*), *Première* (dt. *Premiere*), *crawlen* (dt. *kraulen*) usw. (vgl. ebd.). Ammon (ebd.: 254-255) weist auch auf die Besonderheiten der Getrennt- oder Zusammenschreibung hin, sowie auf die Groß- und Kleinschreibung. Er stellt fest, dass „bei Bestimmungswörtern, die eine geographische Zuordnung treffen“, diese zusammengeschrieben sind, z. B. *Schweizergrenze*, *Zürcherdialekt*, *Schweizerhochdeutsch* usw. Diese von den Schweizern zusammengeschriebenen Wörter werden von den Deutschen getrennt geschrieben. In Einzelfällen wie *zurzeit/zur Zeit* schreiben die Schweizer analog den Deutschen *zur Zeit* (vgl. ebd.). Währenddessen kommen umgelautete Pluralformen häufiger in der Schweiz als in Deutschland vor. Die deutschsprachigen Schweizer wenden die Pluralform *Pärke* anstatt *Parks* an. In den zusammengesetzten Vergangenheitsformen (Perfekt und Plusquamperfekt) werden Verben mit dem Hilfsverb *sein* gebildet (z. B. *bin gelegen*). Einzelne Verben haben nationale und regionale Unterschiede im Kasus (schweiz. *présidieren* im Akkusativ) (vgl. Ammon et al. 2016: LXXIV-LXXV). Allerdings können solche Unterschiede beim Gebrauch des Substantivs im Genus vorkommen, bspw. benutzt die Schweiz das Substantiv *Bikini* als Neutrum, während es im Gemeindeutsch Maskulinum (*der Badeanzug*) ist (vgl. ebd.: LXXIV).

Zusammenfassend lehnt sich das Schweizerdeutsche an die Deutsche Formulierung und Aussprache an, aber behält seine linguistischen Eigenständigkeiten und Besonderheiten.

3. Analytischer Teil

3.1. Einführung in den analytischen Teil

Die Dialektsprache oder *Alemannischer Dialekt* wird bei den deutschsprachigen Schweizern rege angewandt. Folglich kreieren diese oftmals eigene Wörter, welche von der deutschen Standardsprache abweichen. Im schriftlichen Verkehr wird der Dialekt nur im privaten Bereich verwendet. Der Schriftverkehr findet vornehmlich mittels der deutschen Standardsprache statt. Der Dialekt hat demzufolge einen wesentlichen Einfluss auf die geschriebene Deutsche Sprache in der Schweiz.

Diese Abschlussarbeit analysiert die Vielfältigkeit der schweizerdeutschen Sprache und deren Einflüsse genauer. Als Hypothese wird angenommen, dass mehr als fünfzig Prozent der Abweichung des Schweizerdeutschen vom Standarddeutschen durch die deutsche Sprache beeinflusst wird (Eigenwörter) und der Rest durch anderweitige Sprachen (Spendersprachen *Englisch, Französisch, Italienisch* und *Latein*).

3.2. Erstellung des Korpus

Das Korpus dieser Abschlussarbeit wird der schweizerischen Online-Zeitung *Berns Wochenzeitung BärnerBär* entnommen. Im Laufe von zehn Wochen wurde jede Woche ein veröffentlichter Zeitungsartikel aus dem Kulturbereich übernommen und analysiert. Die letzte Auswahl betraf die elfte Woche, da in der Zehnten kein gesuchter Beitrag vorhanden war. Das Korpus wurde aus dem Zeitraum vom 27. Februar bis zum 7. Mai 2024 gewählt. Die Selektion betraf ausschließlich Zeitungsartikel aus dem Kanton Bern, um den Berner Dialekt zusätzlich mit dem Standarddeutsch spezifischer zu vergleichen. Gesamthaft betrifft das Korpus zehn Interviews mit Kulturschaffenden zu unterschiedlichen Themen, welche sich mit Menschen aus dem Musik-, Kunst-, Magie-, Schauspiel-, Fotografie-, Film- und Verlagsbereich beschäftigen.

3.3. Korpusanalyse

Gesamthaft betreffen die zehn Zeitungsartikel 8057 Wörter, was eine Durchschnittslänge von 805 Wörtern pro Zeitungstext ergibt.

Im ersten Schritt wurden die zehn Interviews nach sprachlichen Differenzen der schweizerdeutschen bzw. der standarddeutschen Sprache analysiert und dabei 219 Begriffe und Redenwendungen als Sprachdifferenzen identifiziert. Eine erste Analyse ergab etliche Doppelnennungen und Dialektwörter, welche bereinigt worden sind. Die verbleibenden 112 sprachlichen Differenzen wurden im weiteren Schritt den vier lexikalischen Besonderheiten *Lexikologie, Lexikographie,*

Soziolinguistik und *Helvetismen* zugeordnet und eingehend auf deren Herkunft geprüft. Für den Vergleich der lexikalischen Besonderheiten dienen Duden und Schweizerisches Idiotikon.

In den folgenden Kapiteln werden die Resultate der Analyse der lexikalischen Besonderheiten dargestellt.

3.3.1. Lexikologie und Lexikographie

Für die Analyse der schweizerdeutschen Begriffe fallen in diese Kategorie 16 sprachliche Differenzen, welche sich vor allem auf 10 *Wörter*, 1 *Morphem* und 5 *Komposita* der sprachlichen Disziplin *Lexikologie* beziehen (vgl. Stojić 2015: 5).

In der schweizerdeutschen Sprache kommen viele Sprachvarietäten vor. Wörter, Redewendungen und grammatische Verschiedenheiten sind ersichtlich. Das schweizerdeutsche Adverb *gern* wird in der standarddeutschen Sprache mit einem zusätzlichen Morphem (*gerne*) geschrieben und somit als Teil der lexikalischen Zeichen in der Lexikologie anerkannt (Anhang 1: S. 27). Die schweizerdeutschen Komposita *Wildsau*, *Teilzeitjob* und *Kosewort* werden in der standarddeutschen Sprache durch ihre Synonyme *das Wildschwein*, *die Teilzeitarbeit/die Teilzeitstelle*, *der Kosename/die Schmeichelei* ausgetauscht. Währenddessen wird der Ausdruck *Karre*, welches aus dem Keltischen stammt, in Deutschland als *das Fahrzeug* verwendet. Die Schweizer benutzen die Ausdrücke *Abgabedruck*, *Zerrüttung*, *Nummer*, *Gipfel*, *Quartier*, *Abwaschen* anstatt der standarddeutschen Begriffe *der Termindruck*, *das Zerwürfnis*, *die Darbietung*, *die Spitze*, *das Stadtviertel/die Wohngegend* und *das Spülen* (Anhang 1: S. 27). Die oben erwähnten Begriffe werden in die zweite Kategorie, die spezielle Lexikologie, von Römer und Matzke (vgl. 2005: 1-2) eingeteilt, weil es um spezifische Bedeutungen geht. Diese Beispiele zeigen, dass die Schweizer ihre Identität bewahren, indem sie sich durch abgewandelte Eigenheiten von den Deutschen abgrenzen. Allerdings haben die Schweizer eine blühende Phantasie und formen neue Wörter aus verschiedenen Sprachen zusammen. Darauffolgend konnten fünf Komposita-Kombinationen aus den zehn Zeitungsartikeln herausgesucht werden (2 engl.-engl., 1 ital-engl sowie 1 engl.-dt. und 1 dt.-engl.). Darauffolgend werden die Beispiele *Longseller* (engl. *long* + *the seller*), *Soloschau* (ital. *Solo* + engl. *the show*), und *Leadsängerin* (engl. *the lead* + dt. *die Sängerin*) anstatt ihrer standarddeutschen Ausdrücke *langfristiger Buchverkauf*, *der Einzel-Auftritt* und *die Hauptsängerin* (Anhang 1: S. 27) in der schweizerdeutschen Sprache häufiger angewandt.

Gleichermaßen beschäftigt sich die Lexikographie mit Wörtern, doch in diesem Fall, genauer mit der Erstellung und dem Erhalt von Wörterbüchern. Von den 112 sprachlichen Differenzen

betreffen 5 die lexikographischen Aspekte. Für die Recherche wurden folgende Suchquellen herangezogen: der online Duden und Schweizerisches Idiotikon.

In 2 Fällen wurden gleichbedeutende Synonyme verwendet. Bei den Standarddeutsch-Begriffen *die Almen* und *die Tagesordnung* bevorzugten die deutschsprechenden Schweizer die Termini *Alpen* und *Agenda*. Die Schweizer liegen unter einem starken kulturellen Einfluss aus dem deutschsprachigen Raum. Obwohl sich die deutschsprachigen Schweizer hauptsächlich an den Duden anlehnen, welcher für das ganze deutsche Sprachgebiet formuliert worden ist, haben Sprachvereine einen wesentlichen Einfluss auf die Entwicklung der deutschen Sprache (vgl. Ammon 1995: 321-322). Einerseits fördert *die Gesellschaft für deutsche Sprache* „die nationsübergreifende Einheitlichkeit der deutschen Sprache“ und andererseits unterstützt *der Deutschschweizerische Sprachverein* den Reichtum von unterschiedlichen Sprachformen (vgl. ebd.: 322). In der schweizerdeutschen Sprache können viele linguistische, als auch lexikographische Veränderungen vorkommen. Drei weitere Beispiele wurden in den Zeitungsartikeln bemerkt. Anstatt dem Standarddeutschen bzw. Hochdeutschen, wie es die Schweizer nennen, werden die Ausdrücke *bevorzugte Bilder* und *durcheinandergebracht* in der Schweiz als *Lieblingsbilder* und *aufgewirbelt* benutzt. Die schweizerische Art und Weise ist es, Begriffe mit gleicher Bedeutung anzuwenden, jedoch mit dem für Schweizer angenehmeren Klang. Im darauffolgenden Beispiel wird dies untermauert, indem die Schweizer in der Phrase *als ein Livealbum davon herauskam*, den Begriff *herauskam* bevorzugen statt dem gewöhnlichen Standarddeutschen *herausgebracht wurde*.

3.3.2. Einfluss verschiedener Sprachen

Geschichte, Kultur und Gesellschaft beeinflussen eine Sprache wesentlich und entlang dem Zeithorizont. Aus den zehn kulturellen Zeitungsartikeln konnten 35 Beispiele von unterschiedlicher Sprach-Herkunft zugeordnet werden.

Mit 16 Beispielen begründen Wörter aus dem Englischen die größte Gruppe. Beispielsweise werden die Verben *gecastet* (engl. *to cast*) und *driftet* (engl. *to drift*) im Standarddeutschen als *besetzen* und *treibt ab* verwendet. Substantive wie *Reality Check* (engl. *the reality check*), *Feedback* (engl. *the feedback*), *Show* (engl. *the show*), *Locations* (engl. *the location*), *Songs* (engl. *the song*), *Skills* (engl. *the skill*) und *Mindset* (engl. *the mindset*) werden in der Schweiz häufiger angewandt, währenddessen die Deutschen für diese Anglizismen Begriffe wie *der Realitätscheck*, *die Rückmeldung*, *die Aufführung*, *die Veranstaltungsorte*, *die Lieder*, *die Fähigkeiten* und *die Einstellung* (Anhang 1: S. 27-28) gebrauchen. Darauf folgen 11 Wörter mit französischem Hintergrund. Schweizer bzw. in diesem Falle Berner, verwenden viele Ausdrücke aus dem Französischen, weil

es ihre zweite Kantonsprache ist. Daher werden die Beispiele *Milieu* (frz. *le milieu*), *Atelier* (frz. *l'atelier*), *Dessert* (frz. *le dessert*), *Premiere* (frz. *la première*), *Esprit* (frz. *l'esprit*) und *Chansonnier* (frz. *le chansonnier*) vorzugsweise im Schweizerdeutschen benutzt anstatt ihrer standarddeutschen Form *die Gesellschaft*, *die Werkstatt*, *die Nachspeise/die Süßspeise*, *die Erstaufführung*, *der Scharfsinn/der Einfallsreichtum* und *der Liedmacher* (Anhang 1: S. 27-28).

Zusätzlich zu den bisherigen Spendersprachen können jeweils 3 Beispiele dem Italienisch und Latein zugewiesen werden. Deutschsprechende Schweizer bedienen sich mit den Italienischen Wörtern *Zampano* (ital. *lo Zampano*) und *Sortiment* (alt. ital. *il sortimento*, ital. *l'assortimento*) anstelle des Standarddeutschen *der Scharlatan/der Narr/der Tollpatsch* und *das Angebot*. Interessanterweise gebrauchen die Schweizer auch Ausdrücke aus dem Latein wie *rezent* (lat. *recens*) und *Tumult* (lat. *tumultus*) statt dem Standarddeutschen *jung/modern* und *das Chaos* (Anhang 1: S. 27-28). Zudem repräsentiert ein Beispiel das griechische Adjektiv *sporadisch* (griech. *sporadikós*) im Schweizerdeutschen anstatt dem standarddeutschen Adjektiv *verstreut*.

3.3.3. Helvetismen

Die schweizerdeutsche Sprache wird als Helvetismus bezeichnet. Helvetismen beziehen sich nicht nur auf den Wortschatz und das Wort selbst, sondern beschäftigen sich ebenfalls mit der Grammatik, der Rechtschreibung und ihren Anwendungen im alltäglichen Gebrauch. In den Interviews fanden sich 56 Helvetismen.

Am häufigsten wurde das scharfe s «ß» mit dem Doppel-S «ss» in 16 Beispielen beobachtet, wie zum Beispiel *aussen* anstatt *außen*, *Spass* statt *Spaß*, *schliesslich* statt *schließlich*, *Grossvater* statt *Großvater*, *blosse* statt *bloße*, *draussen* statt *draußen* usw. (Anhang 1: S. 29-31). Interessanterweise wurde im dritten Zeitungsartikel *Ein Leben in unerschöpflicher Kreativität* von Corinna Elena Marti das Verb *weiß* entdeckt. Vermutlich handelt es sich um einen Tippfehler und war daher ungewohnt, das scharfe s in einer Schweizerzeitung zu sehen bzw. dass dieses bis zur Veröffentlichung unentdeckt blieb (Anhang 2: S. 35). Im Weiteren wurde die Anwendung von 12 Beispielen des alemannischen Dialekts bzw. Schweizerdeutschen, konkret des Berner Dialekts, notiert. Die Beispiele hierzu sind wie folgt und zeigen zuerst den schweizerdeutschen Begriff und nachfolgend den entsprechenden standarddeutschen Begriff wie *Bärner* anstatt *die Berner*, *Bärndütsch* anstatt *Berndeutsch*, *Deheim* anstatt *das Zuhause/das Daheim*, *Gschwüschterti* anstatt *die Geschwister*, *Zvieri* anstatt *der Nachmittagssnack/die kleine Mahlzeit*, *blauäugig* anstatt *naiv* und *Frou* anstatt *die Frau* (Anhang 1: S. 29-31). Die Verwendung des Dialekts ist in Zeitungsartikeln ungewöhnlich. Jedoch waren die zehn ausgewählten Zeitungstexte von Interviews aus dem

Kulturbereich, in welchen auch Aussagen zitiert wurden. Somit ist der Dialektgebrauch folglich nachvollziehbar. Die Befragten waren meistens Künstler aus diversen Bereichen und nutzten einen spezifischen Jargon bzw. Redewendungen. Weitere 11 Begriffe bezogen sich auf helvetische Ausdrücke wie *schaubladsierbar* anstatt im Standarddeutschen *kategorisierbar*, *Quereinsteigerin* anstatt *Berufswechslerin*, *Einschulung* anstatt *Schulbeginn*, *Zauberer* anstatt *Magier* usw. (Anhang 1: S. 29-31). Aus den Zeitungsartikeln sind 8 schweizerdeutsche Redewendungen zu erwähnen. Statt dem Schweizerdeutschen *getauft* wurde das Standarddeutsche *veröffentlicht* angewandt, analog sind weitere Beispiele *das sind Werke ohne Ende* anstatt *das sind unvollendete Werke*, *haben ihren jeweiligen Rucksack zu tragen* anstatt *ist belastend*, *den Lesenden* anstatt *den Lesern*, *parat* anstatt *bereit* usw. (Anhang 1: S. 29-31). Zusätzlich zu den Ausdrücken und Redewendungen fanden sich auch 2 schweizerdeutsche Phrasen wie *hier kannst du blöd tun* anstatt dem Standarddeutschen *hier kannst du dich wie ein Trottel benehmen*, *machte den Clown* anstatt *machte sich zum Affen*.

Im Weiteren werden 2 Inversionen genannt, welche die schweizerischen Elemente entweder voran- oder hintenanstellen. Im ersten Fall wird die Infinitiv-Form (mit *zu*) des Verbs *reisen* im Schweizerdeutschen vorangestellt *zu reisen für eine Rolle*, während im Standarddeutschen diese nach dem Substantiv folgt *für eine Rolle zu reisen*. Im zweiten Fall wird das Reflexivpronomen *sich* im Schweizerdeutschen nach dem Substantiv verwendet *was Menschen sich über die Gemeinsamkeit mit Affen erzählen*. Stattdessen nutzen die Deutschen das Reflexivpronomen vor dem Substantiv *was sich Menschen über die Gemeinsamkeit mit Affen erzählen*. Typisch für die schweizerdeutsche Schreibweise und im Gegensatz zum Standarddeutschen ist, dass die Schweizer den Konsonanten *n* oder weitere Buchstaben auslassen. Zwei Beispiele bestätigen diese Auslassung, mit *erste* im Schweizerdeutschen anstatt *erstens* im Standarddeutschen bzw. *zumindest* anstatt *zumindestens*. In der Aussprache lassen die Schweizer den Konsonanten aus, während im Geschriebenen das nur manchmal der Fall ist. Letztlich konnten drei Lückenfüller gefunden werden (*gar*, *aber* und *dran*). Diese dienen für die Verstärkung des Inhalts und der genaueren Betonung des Wortes (Anhang 1: S. 29).

4. Schlusswort

Diese Abschlussarbeit zielte darauf ab, die Hypothese zu eruieren, ob mehr als 50 Prozent der schweizerdeutschen Sprache durch diverse Spendersprachen (wie Englisch, Französisch, Italienisch, Latein, Griechisch oder Keltisch) beeinflusst werden.

Aus den zehn analysierten Zeitungsartikeln (8057 Wörter) des *BärnerBär* zu Kulturthemen ergab die detaillierte Analyse des Schweizerdeutschen mit dem Standarddeutschen sprachliche Differenzen in 112 Fällen. Hierzu konnten 21 Fälle der Lexikologie und Lexikographie angeordnet werden, 35 Fälle dem Einfluss anderer Sprachen auf die schweizerdeutsche Sprache und die meisten Beispiele (56) dem Helvetismus als regionaler Varietät. Zusammenfassend konnte mit der Analyse bewiesen werden, dass das Schweizerdeutsche Differenzen zum Standarddeutschen aufweist. Hinsichtlich der Hypothese konnten 72 Differenzen dem Standarddeutschen Ursprung (64%) und 40 Differenzen dem Ursprung anderer Sprachen zugeordnet werden (36%). Daher konnte diese Hypothese nicht bestätigt werden. Abschließend kann festgehalten werden, dass der größte Einfluss auf die schweizerdeutsche Sprache aus dem Standarddeutschen stammt und die Entwicklung der geschriebenen und gesprochenen Helvetismen in heutiger Zeit beeinflusst.

Die Einteilung der Differenzen in die Kategorien der lexikalischen Besonderheiten gestaltete sich als überraschenderweise anspruchsvoll, da die Differenzen gleichzeitig in mehrere Kategorien eingeteilt werden konnten.

Offen bleiben die Fragen, weshalb im Schweizerdeutschen der Einfluss anderer Sprachen so immens ist und weshalb die Schweizer Ihre eigenen deutschen Wörter nicht nutzen.

Die schweizerdeutsche Sprache wird inskünftig sicherlich noch weitere Veränderungen durchlaufen und Einflüsse durch weitere Sprachen erfahren. Trotzdem werden die Schweizer versuchen, ihre Eigenheiten zu bewahren und sich gegen ihre deutschsprachigen Nachbarn abzuheben.

5. Literaturverzeichnis

- Ammon, Ulrich (1995): *Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten*. Berlin: Walter de Gruyter & Co.
- Ammon, Ulrich et al. (2016): *Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz, Deutschland, Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol sowie Rumänien, Namibia und Mennonitensiedlungen*. Berlin/Boston: Walter de Gruyter & Co.
- Besch, Werner et al. (2003): *Sprachgeschichte: Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 3. Teilband, Berlin: Walter de Gruyter GmbH & Co.
- Dürscheid, Christa; Patrizia Sutter (2014): *Grammatische Helvetismen im Wörterbuch*. Zürich: ZORA.
- Harm, Volker (2015): *Einführung in die Lexikologie*. Darmstadt: WBG.
- Karg, Ina (2015): *Orthographie: Öffentlichkeit, Wissenschaft und Erwerb*. Berlin/München/Boston: Walter de Gruyter GmbH.
- Kuoni, Konrad (1993): *Sprachentwicklung in der deutschen Schweiz*. Zürich: Peter Lang AG.
- Römer, Christine; Brigitte Matzke (2005): *Lexikologie des Deutschen. Eine Einführung*. 2., aktualisierte und ergänzte Auflage. Tübingen: Gunter Narr.
- Stickelberger, Heinrich (1914): *Schweizerhochdeutsch und reines Hochdeutsch. Ein Ratgeber in Zweifelsfällen*. Zürich: Schulthess.
- Spitzmüller, Jürgen (2022): *Soziolinguistik: Eine Einführung*. Stuttgart: J. B. Metzler.

Internetquellen

BärnerBär Berns Wochenzeitung <https://baernerbaer.ch/>, abgerufen am 24.08.2024

Duden <https://www.duden.de/>, abgerufen am 29.08.2024

Schweizerisches Idiotikon <https://www.idiotikon.ch/>, abgerufen am 29.08.2024

Anhang 1

Lexikologie und Lexikographie

Text Nr.	Schweizerdeutsch	Standarddeutsch	Bedeutung
1	Soloschau	Italienisch: <i>solo</i> + Englisch: <i>the show</i>	der Einzel-Auftritt
1	Karre	das Fahrzeug	Keltisch: <i>Karre</i>
1	Wildsau	das Wildschwein	
4	gern	gerne	
4	Lieblingsbilder	bevorzugte Bilder	
5	Abgabedruck	der Termindruck	auch: Helvetismen
5	Jugendclub	Deutsch: <i>die Jugend</i> + Englisch: <i>the club</i>	der Jugendklub
5	Zerrüttung	das Zerwürfnis	
6	Alpen	die Almen	synonym
6	Agenda	die Tagesordnung	synonym
6	Nummer	die Darbietung	
7	aufgewirbelt	durcheinandergebracht	
7	als ein Livealbum davon <i>herauskam</i>	herausgebracht wurde	
7	Gipfel	die Spitze	
7	Teilzeitjob	die Teilzeitarbeit, die Teilzeitstelle	
7	Quartier	das Stadtviertel, die Wohngegend	
7	Kosewort	der Kosenamen, die Schmeichelei	
8	Abwaschen	das Spülen	
8	Leadsängerin	Englisch: <i>the lead</i> + Deutsch: <i>die Sängerin</i>	die Hauptsängerin
8	Singersongwriterin	Englisch: <i>the singer</i> + <i>the song</i> + <i>the writer</i>	die Liedschreiberin
9	Longseller	Englisch: <i>long</i> + <i>the seller</i>	langfristiger Buchverkauf

Einfluss verschiedener Sprachen

Text Nr.	Schweizerdeutsch	Herkunftssprache	Standarddeutsch
1	gecastet	Englisch: <i>to cast</i>	besetzen
1	Italianità	Italienisch: <i>italiano</i>	die Italianität
1	rezent	Latein: <i>recens</i>	jung, modern

1	Zampano	Italienisch: <i>lo Zampano</i>	der Scharlatan, der Narr, der Tollpatsch
2	Milieu	Französisch: <i>le milieu</i>	die Gesellschaft
3	Atelier	Französisch: <i>l'atelier</i>	die Werkstatt
4	Reality Check	Englisch: <i>the reality check</i>	der Realitätscheck
4	sporadisch	Griechisch: <i>sporadikós</i>	verstreut
5	Dessert	Französisch: <i>le dessert</i>	die Nachspeise, die Süßspeise
5	Ensemble	Französisch: <i>l'ensemble</i>	die Gruppe
5	Regie	Französisch: <i>la régie</i>	die verantwortliche Leitung
5	Engagement	Französisch: <i>l'engagement</i>	die Anteilnahme
5	Feedback	Englisch: <i>the feedback</i>	die Rückmeldung
5	Chef	Französisch: <i>le chef</i>	der Vorgesetzte
6	Show	Englisch: <i>the show</i>	die Aufführung
6	Timing	Englisch: <i>to time</i>	pünktlich sein
6	Publikum	Mittellateinisch: <i>publicum</i>	die Zuschauer
7	Locations	Englisch: <i>the location</i>	die Veranstaltungsorte
7	Premiere	Französisch: <i>la première</i>	die Erstaufführung
7	Songs	Englisch: <i>the song</i>	die Lieder
8	Band	Englisch: <i>the band</i>	die Musikgruppe
8	driftet	Englisch: <i>to drift</i>	treibt ab
8	Sound	Englisch: <i>the sound</i>	der Klang, der Ton
8	Drummer	Englisch: <i>the drummer</i>	der Schlagzeugspieler
8	Keyboarder	Englisch: <i>the keyboard</i>	der Tastenspieler
8	Skills	Englisch: <i>the skill</i>	die Fähigkeiten
8	Performerin	Englisch: <i>the performer</i>	die Leistungsbringerin
8	Mindset	Englisch: <i>the mindset</i>	die Einstellung
9	Sortiment	Italienisch: <i>l'assortimento</i> Alt-Italienisch: <i>il sortimento</i>	das Angebot
10	Tumult	Lateinisch: <i>tumultus</i>	das Chaos
10	Esprit	Französisch: <i>l'esprit</i>	der Scharfsinn, der Einfallsreichtum
10	Battle	Englisch: <i>the battle</i>	der Wettbewerb
10	Pendant	Französisch: <i>le pendant</i>	die Entsprechung
10	Chansonnier	Französisch: <i>le chansonnier</i>	der Liedermacher

Helvetismen – schweizerdeutsche Begriffe

Text Nr.	Schweizerdeutsch	Standarddeutsch	Zuordnung
1	hier kannst du blöd tun	hier kannst du dich wie ein Trottel benehmen	Phrase
1	dreinschauen	einen Blick werfen	Ausdruck
1	machte den Clown (engl.)	machte sich zum Affen	Phrase
1	reingezogen	angeschaut	Ausdruck
1	grosses	großes	Schreibweise, scharfes s
1	bewusst	bewußt	Schreibweise, scharfes s
1	richtig loslegte	anfing	Ausdruck
1	zu reisen für eine Rolle	für eine Rolle zu reisen	Inversion, helvetische Schreibweise
2	Bärner	die Berner	Alemannischer Dialekt (Bern)
2	getauft	veröffentlicht	Sprachverwendung
2	kennt man mich gar nicht mehr	kennt man mich nicht mehr	Lückenfüller
2	ist die Autorin aber schon an einem neuen Thema dran	ist die Autorin schon an einem neuen Thema	Lückenfüller
2	was Menschen sich über die Gemeinsamkeit mit Affen erzählen	was sich Menschen über die Gemeinsamkeit mit Affen erzählen	Inversion
3	verselbständigen	unabhängig werden	Redewendung
3	mitunter	gelegentlich, manchmal	Ausdruck
4	schaubladisierbar	kategorisierbar	Ausdruck
4	fassbar	faßbar	Schreibweise, scharfes s
4	das sind Werke ohne Ende	das sind unvollendete Werke	Redewendung
4	lasse	laße	Schreibweise, scharfes s
4	Weiss (Farbe)	das Weiß	Schreibweise, scharfes s
5	Quereinsteigerin	die Berufswwechslerin	Ausdruck
5	aussen	außen	Schreibweise, scharfes s
5	weiss (Verb)	weiß	Schreibweise, scharfes s
5	Spass	der Spaß	Schreibweise, scharfes s
5	schliesslich	schließlich	Schreibweise, scharfes s
5	Grossvater	der Großvater	Schreibweise, scharfes s
5	Einschulung	der Schulbeginn	Ausdruck
5	haben ihren jeweiligen Rucksack zu tragen	ist belastend	Redewendung

5	nebst	außer, neben etwas	Ausdruck
6	Zauberer	der Magier	Ausdruck
6	erste	erstens	fehlen den <i>n</i> wegen der Aussprache, doch im Geschriebenen vorhanden
6	Agenda	der Terminkalender	Ausdruck auch: Lexikographie
6	zumindest	zumindestens	das Fehlen den <i>n</i> wegen der Aussprache, doch im Geschriebenen vorhanden
6	den Lesenden	den Lesern	Redewendung
6	blosse	bloße	Schreibweise, scharfes s
7	Deheim	das Daheim, das Zuhause	Alemannischer Dialekt (Bern)
7	getauft	veröffentlicht	Redewendung
7	mi	mich	Alemannischer Dialekt (Bern)
7	regelmässig	regelmäßig	Schreibweise, scharfes s
7	draussen	draußen	Schreibweise, scharfes s
7	bernern	Berndeutsch sprechen	Bezeichnung der Sprechenden im Kanton Bern
8	Stegreif	spontan	Ausdruck
8	parat	bereit	Redewendung
8	Gschwüschterti	die Geschwister	Alemannischer Dialekt (Bern)
8	heiss	heiß	Schreibweise, scharfes s
8	Zvieri	der Nachmittagssnack, die kleine Mahlzeit	Alemannischer Dialekt (Bern)
9	blauäugig	naiv	Redewendung, Alemannischer Dialekt
10	Hemmige	die Hemmungen, die Ängste	Alemannischer Dialekt (Bern)
10	Züri	der Kanton Zürich	Alemannischer Dialekt (Bern) auch: Lexikographie
10	Bärndütsch	das Berndeutsch	Alemannischer Dialekt auch: Lexikographie
10	Bälpmoos	das Belpmoos	Schreibart nach Berner Dialekt

			auch: Lexikographie
10	heissen	heißen	Schreibweise, scharfes s
10	unumstösslich	unumstößlich	Schreibweise, scharfes s
10	Luege	schauen	Alemannischer Dialekt auch: Lexikologie
10	Frou	die Frau	Alemannischer Dialekt auch: Lexikographie

Anhang 2

Artikel 1: Zeitungsartikel aus Berns online Wochenzeitung *BärnerBär*

Die Schauspielerei in North Carolina entdeckt Theater- und Filmschauspieler Dominik Gysin

Veröffentlicht: Dienstag, 27. Februar 2024

Autor: Helen Lagger

Dominik Gysin ist Theater- und Filmschauspieler und Sprecher. Mal wird er als Bauer, als Fellini oder als Kiffer gecastet. An der Hochschule der Künste stellte er erfreut fest: Hier kannst du blöd tun.

«Die Wildsau fehlt», – diesen einzigen Satz sprach Dominik Gysin in der SRF-Serie «Wilder» irgendwann in der vierten Staffel. Der Theater- und Filmschauspieler lacht über diesen Kurzauftritt, in dem viele Berner:innen aus der sogenannten Freien Szene mitspielten. Marcus Signer, Doro Müggler oder Jonathan Loosli waren in der Serie zu sehen. Gysin ist in Bern bestens vernetzt, - denkwürdigster Auftritt ist jener als Fellini in der Produktion des Theaterkollektivs VOR ORT von 2015. Das Spektakel basierte auf Charles Lewinskys Stück «Fellinis Totale Liebe» und Gysin schlüpfte dabei in die Rolle des kultigsten Regisseurs aller Zeiten: Federico Fellini (1920-1993). Gespielt wurde im Tramdepot Burgernziel, das die Truppe in das legendäre Filmstudio Cinecittà verwandelte. Hier fuhr Gysin als Zampanò des Films stilecht in einer Vintage-Karre ein, verschlang am Set Spaghetti und knallte mit einer Peitsche, um seine wildesten Phantasien ganz undemokratisch Realität werden zu lassen. Mehr Italianità konnte ein Berner nicht verströmen. «Wir suchen einen Schweizer» hatte man Gysin bei Castings schon gesagt, der auch mal für einen Araber gehalten wird. «Heute werde ich öfter auch mal als Bauer gecastet», sagt er lachend. Oder als Kiffer. So trat der Schauspieler etwa in einem Drogenpräventionsfilm der Schweizer Armee auf. «Es geisterte lange Zeit ein Plakat von mir herum, auf dem ich einen Joint rauche und verpeilt dreinschaue.»

Doch kein Clown

In seiner Schulzeit wusste Gysin nicht so recht, warum er die Schulbank drückte. «Ich verbrachte die meiste Zeit in der Mensa und machte den Clown.» Tatsächlich hatte er ursprünglich Clown werden wollen. «Meine Familie und ich führen immer in den Herbstferien ins Tessin, wo wir uns Dimitris Auftritte anschauten. Das hat mich inspiriert.» Doch Gysin merkte, dass ihm das Talent für Akrobatik fehlte und gab diesen Traum auf. Die Schauspielerei entdeckte er, als er während eines Jahres in North Carolina lebte, weil sein Vater dort eine Stelle innehatte. «Ich und mein Bruder haben uns alle möglichen Filme reingezogen. Keinen Fernseher zu haben, wie es meine Eltern in der Schweiz noch gehandhabt hatten, war in den USA undenkbar.» Serien wie Miami Vice, aber auch grosses Hollywoodkino stand auf dem Programm. Gysin wurde bewusst: Es gibt eine Industrie.

«Ich will Familie und brauche meine Freundschaften» - Dominik Gysin

Tenor drang ins Ohr

Wieder zurück in der Schweiz, bewarb er sich an der Hochschule der Künste für ein Schauspielstudium. An der Aufnahmeprüfung musste er improvisieren. Dazu konfrontierte man ihn mit verschiedenen Begriffen, unter anderem mit «Spaghetti Carbonara». Gysin spürte: Hier kannst du blöd tun.» Und meint damit natürlich die Freiheit, zu spielen. «Wenn du Spaghetti Carbonara spielen musst, musst du zu Spaghetti Carbonara werden.» Gysin stellte das Gericht mit weichen, fließenden Bewegungen und – wie er es ausdrückt – ein wenig rezent dar und wurde prompt an der Schule angenommen. Bereits während des Studiums konnte er sich kleine Auftritte bei Bühnen Bern sichern. «Ich war der siebte von Links in verschiedenen Produktionen,» so Gysin. So spielte er etwa in der komischen Oper «Zar und Zimmermann» einen Soldaten. «Mir war nicht bewusst, dass die Sänger erst in der Generalprobe laut singen, um ansonsten ihre Stimme zu schonen.» Gysin stand neben einem Tenor und als dieser erstmals richtig loslegte, platzte ihm fast das Trommelfell. Einige Schauspieler seien bereit, ans Ende der Welt zu reisen für eine Rolle. Für Gysin war früh klar. «Ich will Familie und brauche meine Freundschaften.» In den Neunzigerjahren war er der Leadsänger einer Funk Band. «Ich habe gesungen und gerappt.» Heute sei er froh, habe es damals noch keine sozialen Medien gegeben. «Man findet uns nicht.»

Naziverleger gespielt

Gysin arbeitet auch als Werbesprecher. Für manche Schauspieler ein Tabu. Dabei sammle man so wichtige Erfahrungen und die Kameraleute seien oft die gleichen wie bei den Spielfilmen. «Du baust dir ein Netzwerk auf.»

Auf der Leinwand war Gysin zuletzt im Schweizer Film «A Forgotten Man» von Laurent Nègre zu sehen. Gysin spielte einen Naziverleger. «Ich werde oft als Bösewicht gecastet.» Die Rolle des romantischen Helden habe er sich

früh abgeschminkt. Die Hauptrolle – ein Schweizer Botschafter, der aus Deutschland fliehen muss – wird im Film von Michael Neuenschwander gespielt. Gysin war von dem ebenfalls aus Bern stammenden Kollegen beeindruckt. «Er ist tiefenentspannt. Ein wahrer Profi.»

Im Stück «Wir Erben» vom Theater Club 111 spielte Gysin den Hauptprotagonisten, eine Figur in allen Lebensaltern bis zum Tod. Meret Matter habe eine sehr schweizerische Geschichte inszeniert, in der es auch um Verdrängtes gehe. Als nächstes plant Gysin eine Soloschau. Er will sich als Stand Up Comedian versuchen. Der Autor Raphael Urweider schreibt die Texte, Gysin gibt die Wildsau.

Ich will Familie und brauche meine Freundschaften.

(Quelle: <https://epaper.baernerbaer.ch/27022024/68636635>, abgerufen am 24.08.2024)

Artikel 2: Zeitungsartikel aus Berns online Wochenzeitung *BärnerBär*

«Ich bin mit all meinen Figuren gnädig» Musikerin und multimediale Autorin

Veröffentlicht: Dienstag, 5. März 2024

Autor: Helen Lagger

Sarah Elena Müller ist Musikerin und multimediale Autorin. Ihr Roman «Bild ohne Mädchen» wurde für den Schweizer Buchpreis nominiert, das zweite Album ihrer Spoken-Word-Band «Cruise Ship Misery» soeben getauft.

Meine Augen hängen im Gesicht wie ein Gewicht – so lautet eine Songzeile in einem Lied der Spoken-Word-Band «Cruise Ship Misery». Für die Texte, die Beats und die Synthesizer-Klänge ist Sarah Elena Müller zuständig, während die Sängerin Milena Krstić die Lyrik ins Berndeutsche überführt. Am Vorabend des Treffens mit dem BärnerBär hatte Müller mit ebendieser Band einen Auftritt in Zürich. «Ich sehe aus wie ein Gespenst», findet sie. Es sei intensiv gewesen. Das neue Album mit dem Titel «Brutto Inland Netto Super Clean» wurde im Februar in Bern getauft. Es geht um Themen wie Sucht, Überwachung, Stigmatisierung und mentale Gesundheit. Schwere Themen, die dank eines wilden Stilmixes auch mal tanzbar daherkommen. Als «ein gleichzeitig literarisches wie musikalisches Erlebnis», beschreibt Müller die Auftritte. «Heftige Lebenslagen fordern heftige, künstlerische Antworten», sagt sie auf die Frage, warum ihre Texte teils so düster sind.

Niemand sieht etwas

Mit etwas Heftigem hat sie sich auch in ihrem Erstlingsroman «Bild ohne Mädchen» beschäftigt. Mit nichts geringem als Kindesmissbrauch. «Ich habe das Buch von hinten nach vorne geschrieben», so die Autorin. Dort, wo die Geschichte endet, wäre noch viel Material vorhanden gewesen, erklärt sie. Zu ihrer Hauptfigur, dem von einem Missbrauch im linksalternativen Milieu betroffenen Mädchen, gab es viel Text aus dem Erwachsenenalter, der im Buch, das 2023 für den Buchpreis nominiert war, allerdings nicht vorkommt. Der Täter ist ein Nachbar der Eltern, zu dem das Mädchen jeweils fernsehen geht. Das Verhalten des Kindes verändert sich, es macht ins Bett. Wie konnten das Offensichtliche alle übersehen? Diese Frage stellt man sich auch als Leserin. Zu Recherchezwecken sprach die Autorin sowohl mit einem Täter wie auch mit von Missbrauch Betroffenen. Nach moralischen Urteilen sucht man in Müllers Buch vergeblich. «Kunst soll nicht mit dem moralischen Fingerzeig daherkommen, sondern uns in etwas reinziehen, und etwas durchleben lassen», findet sie. «Ich bin mit all meinen Figuren gnädig.» Das man als Leserin selbst an seiner Wahrnehmung zu zweifeln beginnt, ist kein Zufall. «Es kann uns allen passieren etwas zu übersehen», so die Autorin.

«Es kann uns allen passieren etwas zu übersehen.» - Sarah Elena Müller

Von Affen und Forscherinnen

Dass Müller den Missbrauch im linksalternativen Milieu, dem sie selbst entstammt ansiedelt, spielt hingegen keine grosse Rolle. «Es kann überall passieren.» Wobei links und rechts sich gerne gegenseitig mit Vorwürfen eindeckten. Steht sie unter Druck, nach diesem von Kritiker:innen viel gelobtem Buch, ein weiteres Werk zu veröffentlichen? Müller winkt ab. «Bis ich mit meinem zweiten Buch fertig bin, kennt man mich gar nicht mehr», sagt sie lakonisch. «Wenn du schreiben willst, musst du aufhören darüber zu grübeln, was andere erwarten». Tatsächlich ist die Autorin aber schon an einem neuen Thema dran. Sie beschäftigt sich aktuell mit Menschenaffen und so genannter

Ursprungsforschung. «Mich interessiert, was Menschen sich über die Gemeinsamkeit mit Affen erzählen.» Die Langzeit-Feldforschung dreier Wissenschaftlerinnen in den 60ern, die sich jeweils mit Orang-Utans, Schimpansen und Gorillas beschäftigt hatten, widersprachen früheren Annahmen. So verfügten die Affen beispielsweise über mehr Empathie als bisher gedacht. Warum man Frauen dafür einsetzte? «Sie galten wohl als genaue Beobachterinnen, waren zäh und erfinderisch», wöhnt Müller.

Von Krähen und Menschen

Sie selbst ist zur Beobachterin einer anderen Spezies geworden. Neben ihrem Wohnblock in Bümpliz lebt eine Saatkrähen-Kolonie. Die Tiere sind für ihre Schüchternheit bekannt. «Ich dokumentiere die Vögel seit vier Jahren,» so Müller. Gleichzeitig zeichnet sie Gespräche mit den Menschen des Blockes auf und plant daraus ein Hörspiel über das Zusammenleben von Menschen und Krähen. Das Experimentieren mit verschiedenen Medien und Textformen liegt Müller. Während Corona schrieb sie ein so genanntes Virtual-Reality-Theaterstück, wobei verschiedene Performer:innen im virtuellen Raum auf Zuschauer:innen trafen und sich dabei durch verschiedene Ebenen eines Texts der Lyrikerin Ilse Aichinger (1921-2016) spielen konnten. Müller ist ein Tech-Nerd, unabhängig davon, ob sie ein Hörspiel konzipiert oder für Beats sorgt. «Ich liebe es, mich in technische Details hinein zu fuchsen.»

(Quelle: <https://epaper.baernerbaer.ch/05032024/68643266>, abgerufen am 24.08.2024)

Artikel 3: Zeitungsartikel aus Berns online Wochenzeitung *BärnerBär*

Ein Leben in unerschöpflicher Kreativität «Kunst muss mich Berühren»

Veröffentlicht: Dienstag, 12. März 2024
Autor: Corinna Elena Marti

Es ist unmöglich, das gesamte Schaffen von Kathrin Racz in ein Interview zu packen. Ihre Bilder lassen einen schmunzeln oder stimmen nachdenklich. Kathrins Atelier in den Vidmarhallen ist Querblick und Schatzkiste ihrer Werke, die manchmal, so scheint es, den Stinkefinger zeigen.

Ihre Bilder sind sehr direkt in ihrer Aussage.

Ja, ich bin keine «akademische» Malerin, liebe selbstredende Kunst und mag es, wenn sich Betrachtende ihre eigenen Interpretationen zu meinen Arbeiten machen.

Was war die Initialzündung, den Weg als Kunstschaffende zu gehen?

Mein Coming-Out als Künstlerin war ein langer Prozess, obschon ich immer künstlerisch aktiv war. Wenn ich heute meine Bilder ausstelle, haben sie mein OK und ich fühle mich wohl mit ihnen. Manchmal werden meine Bilder, wenn es mir nicht gut geht, farbiger.

«Manchmal werden meine Bilder, wenn es mir nicht gut geht, farbiger.» - Kathrin Racz

Gab es die besorgten Stimmen, die besagten, dass Kunst, insbesondere für eine Frau, brotlos sei?

Für meine Eltern war es klar, dass ich den «Semer» machen soll - da gab es ja Musik und Zeichnen, was ich beides so liebte - und auch der Berufsberater hatte kein Ohr für meinen Wunsch, etwas Gestalterisches zu machen, zumal es damals noch wenige Kunstberufe für Frauen gab.

Ihre Werke variieren zwischen sehr farbig-frech-fröhlich und düster-nachdenklich. Sind es Seelenmomente, die Sie erfassen? Manchmal werden meine Bilder, wenn es mir nicht gut geht, farbiger. Sie verselbständigen sich während dem oft sehr langen Malprozess. Als ich kürzlich eine Serie mit schwarzen Arbeiten zeichnete, empfand ich das als sehr lustvoll.

Sie wurden 2009 von der Vizebotschafterin der Schweiz in Kenia, nachdem diese Sie über Ihre Webseite entdeckt hatte, nach Nairobi eingeladen und haben dort am Kuona Trust (Zentrum für visuelle Kunst) neun Wochen gearbeitet. Was hat diese Zeit mit Ihnen gemacht?

Viel. Ich war so lange in fremdbestimmten Strukturen unterwegs und hatte in Nairobi plötzlich den ganzen Tag für mich. Ich MUSSTE nichts! Anfänglich hatte ich Mühe, mich dort als Weisse in der Minderheit frei zu bewegen.

Jetzt wissen Sie, wie sich das für Menschen mit anderer Hautfarbe hier anfühlt...

Ja, auffallen ist schwierig. Ich verbrachte schon 2004 zehn Wochen in Namibia bei einer Freundin, um endlich perspektivisches Zeichnen zu lernen, was ich natürlich nicht tat! (lacht) Es war ein Meilenstein für mich, weil ich mich dort das erste Mal öffentlich Künstlerin nannte, was mich zuvor immer sehr viel Überwindung gekostet hatte.

Sie haben 2011 auch Ihre Krankheit thematisiert.

Ich war in der Zeit der Krebsdiagnose mit der Serie der kleinen Häuser beschäftigt. Thematisiert habe ich meine Krankheit in der Serie «Seitenwechsel» und in der Rekonvaleszenz malte ich dann das gelbe Selbstbildnis, das ich übrigens nie ausstellte, im Sessel mit Schläuchen und Handschuhen.

Die Situationen im Sessel an den Schläuchen erinnern an Bilder von Frieda Kahlo.

Ich habe die Bilder nicht in Anlehnung an Frieda gemalt. Aber sie erinnern an das «Ausgeliefertsein» und wie das ist, wenn man dasitzt, Handschuhe und Socken trägt und die orange Substanz in deinen Arm tropft.

Die Bilder waren mutig; viele wissen ja wenig, was während einer Chemo genau abläuft.

Das weißt du erst, wenn du die Krankheit hast. Und ich muss auch sagen, dass sie auch spannende Seiten hatte; man hat einen neuen Alltag, lernt sehr viel Neues und macht sich schon Überlegungen über das Leben und den Tod.

Hat sich mit dem Krebs auch Ihre Malerei verändert?

Grundsätzlich nicht. Als Künstlerin macht man ja sowieso Prozesse durch, von unbeschwert leicht, spontan und begeistert bis hin zu nachdenklich schwer. Ich mache mir heute aber viel mehr Gedanken, wenn ich arbeite und bin sehr viel kritischer geworden.

Hat das auch mit Ihrem Mann Henri Racz und dessen Galerie DuflonRacz, die er 2006 an der Gerechtigkeitsgasse eröffnet hat, zu tun?

Jein. Es ist aber schwierig, denn in der Kunstszene wird er mehr wahrgenommen als ich und mein Kunstpublikum ist ein anderes als meines. Eigentlich passe ich aber ganz gut ins Programm. Schwierig ist es mitunter für mich, dass ich als Mitinhaberin der Galerie gesehen werde, was ich nicht bin. Ich werde auch nicht bevorzugt behandelt und stelle bei DuflonRacz nur etwa alle vier Jahre aus.

Ist Kunst Ihr absoluter Lebensinhalt?

Sie ist mein Beruf, meine Berufung und ich verbrachte jahrzehntelang jeden Tag im Atelier. Heute nehme ich es ein bisschen ruhiger...

Was macht für Sie gute Kunst aus?

Kunst muss mich berühren.

(Quelle: <https://epaper.baernerbaer.ch/12032024/68649546>, abgerufen am 24.08.2024)

Artikel 4: Zeitungsartikel aus Berns online Wochenzeitung *BärnerBär*

Filip Haag; Maler, Zeichner, Objektschaffender und Fotograf Von momenten und monumenten...

Veröffentlicht: Dienstag, 19. März 2024
Autor: Corinna Elena Marti

Filip Haag ist nicht «schubladisierbar» ... zu vieles hat er erkundet und erfunden, als dass er sich in eine Stilrichtung drängen liesse. Er drängt sich lieber in unerforschte Gebiete, immer neugierig auf Neues, auf den kleinen Moment, der sich, wenn der Funke springt, zum Monument auswächst. So ist er nach Phasen, in denen er minimalisierte, wieder bunter unterwegs. Und Gold ist ihm - als Farbe und Bedeutungsträger - wichtig.

Sie sind künstlerisch vielseitig unterwegs. Als was sehen Sie sich am ehesten?

Ich sehe mich als Maler und sporadisch – neu - als Fotograf. Ich male jeden Tag im Atelier im Progr, da bringe ich Bilder aus dem Inneren ans Licht. Fotografieren bringt mich gelegentlich aus dem Atelier, ich betrachte das als

poetischen Weg in die Wirklichkeit, als Reality Check. Ich kann besondere «Augen-Blicke» gut und schnell erkennen. Kunst ist leider elitär und teuer, wenige Leute besuchen Galerieausstellungen; Fotografie dagegen ist für alle besser sichtbar und nicht unerschwinglich.

Es ist kaum zu glauben, dass die Aufnahmen im Fotobuch «Kunst des Augenblicks» nicht inszeniert sind.

Inszenieren ist tabu. Ich besuche Ausstellungen mehrfach und kenne die Werke und erkenne manchmal schon an der Kasse eine Person, die mit einem bestimmten Bild interagieren könnte... und versuche dann, sie da auch zu «erwischen». Das gelingt nicht immer; ich kann zu langsam sein, suboptimal stehen oder verwackeln. Einmal folgte ich im Metropolitan Museum in New York einer Besucherin, die einer von Goya Portraitierten gleich, wie ein Zwilling. Als sie nach zwei Stunden bei Goya ankam, schaute sie das Bild nicht einmal an.

Ist die Leidenschaft für die Fotografie grösser als die für Malerei?

Nein, aber sie verbindet meine Themen. Ich habe Kunstgeschichte studiert, bin Maler und mich interessieren Menschen. So bringe ich alles zusammen.

Fühlen Sie sich als Künstler wertgeschätzt?

Bis zu einem gewissen Grad schon... Alle wünschen sich grosse, internationale Bedeutung, es könnte also mehr sein. Aber für meine Anerkennung habe ich wenig unternommen. Lange lebte ich statt in Metropolen – am Thunersee. Ich arbeite einfach viel und gerne. Dafür, dass ich das täglich kann, bin ich dankbar. Berühmtheit kann ja einem Werk auch schaden.

Weil man dann «produziert»?

Viele berühmte Kunstschaaffende waren in ihrer Anfangsphase interessanter. Chagall etwa malte anfänglich unglaublich intensive, gute Bilder, später wurden sie zur «Dutzendware». Spannung verliert sich, wenn im Werk nicht mehr zu kämpfen ist.

Weil mit der Berühmtheit die Freude am Kunst-Schaffen verloren geht...?

Ich drücke es anders aus: Für den Erfolg sollte man sich beschränken auf etwas, das dann Label werden kann; Giacometti formte «nur» noch schlaksige Figuren, Botero dicke, Mirò beschränkte sich auf Rundliches und Chagall malte Flugshows von Figuren. Und so weiter. So aber funktioniert der Markt und nicht das Leben.

«An den Zeichnungen verbringe ich mitunter hunderte Stunden.» - Filip Haag

Sie wollen nicht fassbar sein?

Kunst ist doch auch Erforschung! Hätte ich andere Prioritäten, würde ich mir eine Nische suchen und «Lieblingsbilder» malen.

Wo leben Sie sich mehr aus, in Ihren Strichel-Zeichnungen oder in den monumentalen Wandmalereien?

Meditative Versenkung und das Rauschhafte, beides fordert und fördert die Kunst. An den Zeichnungen verbringe ich irgendwie meditativ - mitunter Hunderte von Stunden. Bilder umgekehrt passieren idealerweise rauschhaft. Bin ich im «Flow», so spüre ich, was das Bild von mir will. Ist es dann noch nicht gut genug und fertig, muss ich es später fast komplett übermalen, statt ins Detail zu gehen; da sind Werke ohne Ende, die seit 20 Jahren rumstehen.

Ein Grossprojekt waren 2023 zwei Wandbilder im Hotel Bern. War das Thema vorgegeben oder waren Sie frei?

Ich zeigte dem Architekten, der das Hotel umbaute, und dem Verwaltungsratspräsidenten im Atelier meine Vision - die Bilder sollten Raum und Räumlichkeit suggerieren -, alles andere ergibt sich IMMER vor Ort. Alles ist improvisiert, der Prozess ist wesentlich - der Weg zählt. Wandbilder möchte ich immer wieder malen; ich lasse mich so gern von neuen Situationen inspirieren.

Das Malen mit Goldfarbe ist für Sie wichtig geworden - wie kam das?

Lange bestand mein Werk daraus, zu fokussieren, zu reduzieren und auch mal nur in Schwarz und Weiss zu malen. Ich trieb es auf die Spitze, es erschöpfte sich. 2020 dann verbrachte ich fast drei Monate in Varanasi (Indien). Zufällig hatte ich auch etwas Gold-Gouachefarbe dabei und begab mich damit in eine Welt, die alles relativierte. Neues tat sich auf... und brachte mich zurück an meine Anfänge. Dank dem Gold fand mich die Farbe wieder.

(Quelle: <https://epaper.baernerbaer.ch/19032024/68655500>, abgerufen am 24.08.2024)

Artikel 5: Zeitungsartikel aus Berns online Wochenzeitung *BärnerBär*

«Die Endproben sind eine Welt für sich»

Loreta Laha, Regisseurin bei Bühnen Bern

Veröffentlicht: Dienstag, 26. März 2024

Autor: Helen Lagger

Loreta Laha gibt als Regisseurin ihr Debut bei Bühnen Bern. Sie inszeniert das Stück «Die Dampfnudel. Eine Patchwork-Komödie» von Dmitrij Gawrisch. Verhandelt wird die Frage, wie es nach Trennung und Zerwürfnis weiter geht.

Mehl, Milch, Butter, Hefe und Zucker: Diese Zutaten braucht es, um Dampfnudeln zuzubereiten. Im Stück «Die Dampfnudel. Eine Patchwork-Komödie» von Dmitrij Gawrisch wird genau dieses Dessert zum Zankapfel. Im Probe-raum in den Vidmarhallen wurde das Rezept der süddeutschen Mehlspeise an die Wand gekritzelt. Es ist Teil des provisorischen Bühnenbildes. Regisseurin Loreta Laha gibt mit dieser Inszenierung ihr Debut bei Bühnen Bern. Zuvor hat sie sich als Regieassistentin betätigt und mit gestandenen Regisseuren wie Roger von Tobel oder Armin Petras zusammengearbeitet. «Es ist ein grosses Glück, das Ensemble bereits zu kennen», so Laha. Die 26-jährige ist eine Quereinsteigerin und kam auf Umwegen zum Theater. «Ich war gut in Mathe und liebte es zu zeichnen», erinnert sich Laha. Deshalb entschied sie sich für eine Lehre als Zeichnerin Fachrichtung Architektur. «In meinem Elternhaus spielte Theater wirklich keine Rolle, ich kam durch Freunde und Freundinnen zu meinem ersten Engagement.» 2020 fragten diese sie an, ob sie Lust hätte, das «Outside eye», also so etwas wie der «Blick von aussen», bei ihrem Stück zu übernehmen. «Ich weiss nicht, ob ich euch helfen kann», sagte Laha. Aber ihre Neugierde war geweckt. Sie merkte während den Proben, dass es ihr sehr viel Spass bereitete Feedback zu geben. «Der Austausch mit der Regie und den Darsteller:innen hat mich fasziniert.» Die Erfahrung brachte alles ins Wanken. «Ich ging zu meinem Chef ins Architekturbüro und kündigte.» Mitten in der Pandemie einen sicheren Job aufzugeben, fühlte sich wahnsinnig an, aber für Laha war es das einzig Richtige. Die Anfragen blieben nicht aus.

«Unser Stück hat Rhythmus und ist komisch.» - Loreta Laha

Zwischen Kunst, Technik und Ton

Noch im gleichen Jahr betätigte sich Laha erstmals als Regisseurin. Sie schloss sich dem Basler Künstler:innen-Kollektiv splitterkomplex an und sammelte mit deren Artistik-Tanz-Theater-Produktionen ihre ersten Regieerfahrungen. Zeitgleich kam Laha über die Theaterpädagogin Fabienne Bieber in den Jugendclub Bühnen Bern, assistierte und führte Regie. Schliesslich holte die Chefdramaturgin Felicitas Zürcher sie als feste Regieassistentin zu Bühnen Bern. «Du musst viel koordinieren, schauen, dass alle informiert sind», so Laha. Das Verbindungsglied zwischen allen, inklusive Technik und Ton, sei man in diesem Job. Die Arbeit im Architekturbüro erwies sich als nützlich. «Ich war es gewohnt Verantwortung zu übernehmen und mit Abgabedruck (Lexikologie) umzugehen.» Diese Fokussiertheit schätzte man wohl auch bei Bühnen Bern, wo sie nun selbst als Regisseurin in Erscheinung tritt.

Die Erwachsenen als Kinder

Als Laha das Stück «Die Dampfnudel» erstmals las dachte sie: «Ich bin eine junge, kinderlose Frau. Das wird spannend.» Sie ist überzeugt, dass man nicht unbedingt Erfahrung mit einer Patchwork-Familie brauche, um die Komödie des in der Ukraine geborenen Schweizer Autors zu verstehen. «Es sind universelle Themen.» Eine zerrüttete Familie versucht den alten Ballast hinter sich zu lassen und Neues zu schaffen. Der Vater (Jan Maak), die Stiefmutter (Jeanne Devos), der Grossvater (David Berger) und seine digitale Begleitung (Vanessa Bärtsch) wollen alle das Beste für das Kind, das abwechselnd von allen vier Darsteller:innen verkörpert wird. Die Erwachsenen kreisen rund um das Kind und benehmen sich dabei teilweise selbst wie Kinder. Die Stiefmutter (Jeanne Devos) will die besagten Dampfnudeln zur Einschulung des Kindes backen. Die Paartherapeutin (Vanessa Bärtsch) schlägt vor, das Kind könne die Stiefmutter auch «Mama» nennen. Alle Figuren haben ihren jeweiligen Rucksack zu tragen. Das Familienkonstrukt steht unter Hochspannung. Das gilt auch für Lahas Ensemble. «Die Endproben sind eine Welt für sich», verrät die Regisseurin. Doch die Chemie sei super. Sie arbeitet mit Darstellern, die alle Lust auf eine Komödie und die Zusammenarbeit mit ihr hatten. «Unser Stück hat Rhythmus und ist komisch, verhandelt aber ein ernstes Thema.» Wie geht es mit einer Familie weiter nach Trennung und Zerrüttung? Das erfährt man nebst einem Rezept für Dampfnudeln in der Uraufführung bei Bühnen Bern.

(Quelle: <https://epaper.baernerbaer.ch/260324/68661861>, abgerufen am 24.08.2024)

Artikel 6: Zeitungsartikel aus Berns online Wochenzeitung *BärnerBär*

Im Zauber der Magie

Lionel Dellberg, Magier, Zauberer, Kabarettist und gewinner des fool us-awards

Veröffentlicht: Dienstag, 2. April 2024

Autor: Corinna Elena Marti

Lionel Dellberg konnte es selber kaum fassen, als er 2021 die unter Magiern bekannteste britisch-US-amerikanische TV-Show «Fool Us» und damit einen Auftritt bei Penn & Teller in Las Vegas gewann. Auf einer Alp im Wallis ohne Strom und Wasser aufgewachsen, bedeutete dieser Schritt in die internationale Welt der Magie viel, fast zu viel...

Ich nehme an, dass viele Sie als erstes auf Ihre internationale Auszeichnung ansprechen... ich auch, denn das Gefühl muss unbeschreiblich sein, oder?

Auf alle Fälle war es und ist immer noch ein unbeschreibliches Gefühl. Es ist jedoch auch so, dass ich von der Einladung zur Show eigentlich noch etwas mehr überrascht wurde, bzw. habe ich mich mindestens so stark gefreut wie über den Gewinn des Awards. Es ist so, dass man durch die ganzen Proben dann irgendwann schon mal ein bisschen spürt, dass es vielleicht zum Gewinn des Awards reichen könnte.

Von der Alp nach Las Vegas, fast wie Zauberei.

Das kann man so sagen. Bei meinem Effekt ist das Alpleben zumindest sehr stark eingeflossen. Beim Effekt, mit dem ich den Preis gewonnen habe, geht es um einen Milchbeutel, aus dem ich verschiedene Getränke ausschenke. Ich habe also die Milch von den Schweizer Alpen nach Las Vegas gebracht.

Im gleichen Jahr - 2021 wurden Sie zum Walliser des Jahres ernannt - waren die Glückgefühle ähnlich?

Walliser des Jahres zu sein, war eine besondere Ehre für mich. Es ist ein Gefühl der Verbundenheit mit meiner Heimat und eine Anerkennung meiner Arbeit als Künstler. Die Glückgefühle waren aber schon verschieden. Während die internationale Auszeichnung vor allem die Welt der Magie repräsentiert, ist die lokale Anerkennung eine Herzensangelegenheit.

Haben diese beiden Auszeichnungen Ihre Agenda gefüllt?

2021 waren wir leider noch in der Pandemie, es hat deshalb etwas gedauert, bis sich die Auszeichnungen in meiner Agenda niedergeschlagen haben. Seit ich nach der Pandemie wieder voll Fahrt aufnehmen konnte, spüre ich den anhaltenden Rückenwind stark.

Reizt es Sie mitunter nicht manchmal, Tricks zu verraten?

Doch, sehr sogar. Es wäre manchmal schon schön, wenn man den Prozess der Trickentwicklung mit anderen teilen könnte. Es geht aber mehr um den Prozess der Entwicklung als um den Trick selber.

Inwiefern unterstützt Sie Ihre Mimen-Ausbildung in Ihrer Arbeit als Zauberer?

Ausdruck, Timing und Stimme sind letztlich wichtiger als die Tricktechnik. Aus diesem Grund war und ist die Ausbildung in diesem Bereich sehr wichtig für mich.

Ihre Nummer, die Sie in der Zaubersendung «Fool Us» zeigten, hatte die mit Illusionen zu tun?

Uff, das ist schwierig zu beantworten (überlegt lange). Lassen Sie es mich so sagen: Im engeren Sinn ist eine Illusion eine falsche Wahrnehmung der Wirklichkeit. Da ich bei dem Trick, wie bei jedem Trick letztlich die menschliche Wahrnehmung täusche, kann man sagen, ja es hat mit Illusion zu tun.

Würden Sie uns ein bisschen über die Zauber-Illusionen aufklären, etwa wie man einen Elefanten auf die Bühne zaubert?

Das kann ich einfach beantworten. Für jeden Effekt, vor allem für die ganz bekannten Effekte, gibt es immer mehrere Methoden. Selbstverständlich kann ich hier aber keine erklären, denn dann wäre die Illusion ja keine Illusion mehr (lacht).

«Ich trenne das Zauber- und das Privatleben relativ klar.» - Lionel Dellberg

Was, wenn ein Trick nicht klappt? Merkt das Publikum etwas davon und gibt es eine lustige Episode zu erzählen?

Das Publikum merkt eher selten etwas davon, aber es kann schon mal vorkommen. Grundsätzlich kann ich dazu noch sagen, dass ich oft einen Plan B oder sogar einen Plan C habe, falls etwas nicht funktioniert.

Wie «erfindet» man Zaubertricks?

Es gibt sehr verschiedene Ansätze und Möglichkeiten. Beispielsweise gibt es einen bestehenden Zaubereffekt, den man besser machen möchte. Dann gibt es zum Beispiel ein Thema, das einem interessiert, oder es gibt ein Objekt, mit dem man gerne einen Zaubertrick realisieren möchte. Grundsätzlich versuche ich einfach meine fünf Sinne so einzusetzen, dass beim Publikum ein sechster Sinn entsteht.

Gibt es Tricks anderer Zauberkünstler, die Sie nicht durchschauen?

Das gibt es immer wieder. Und dann geht es mir wie dem Publikum: Ich bin verzaubert.

Befassten Sie sich mit Houdini? Falls ja, wissen oder vermuten Sie, wie er bei den Entfesselungen vorging?

Klar, Houdini ist jedem Zauberer ein Begriff. Er hat extrem viel für unsere Kunstform geleistet und das weit über die Welt der Magie hinaus. Ja, ich kann mir vorstellen, wie die eine oder andere Entfesselung funktioniert haben könnte.

Können Sie abschalten oder zaubern Sie des Öfteren für Freunde und Ihre Familie?

Für Familie und Freunde zaubere ich praktisch nie. Ich trenne das Zauber- und das Privatleben relativ klar.

Und zu guter Letzt: Verraten Sie uns einen Trick?

Nein, denn es macht an dieser Stelle keinen Sinn.

Weshalb?

Die Interessen der Lesenden sind schlicht zu heterogen. Ich gebe zwar immer mal wieder Zaubertricks weiter, das Ziel der Weitergabe darf allerdings nie das blosse Interesse am Trickgeheimnis sein, die Person muss sich viel mehr für den Zaubertrick interessieren um die wundervolle Emotion des «Nicht-Verstehens» selber weiterzugeben. Geht es bloss um das Geheimnis, führt die Erklärung zum Ende der Täuschung und ist somit nichts anderes als eine Enttäu- schung.

(Quelle: <https://epaper.baernerbaer.ch/02042024/68667979>, abgerufen am 24.08.2024)

Artikel: 7: Zeitungsartikel aus Berns online Wochenzeitung *BärnerBär*

**«Manchmal kam ich mir egoistisch vor»
Manuel Liniger alias Manillio, Rapstar**

Veröffentlicht: Dienstag, 9. April 2024
Autor: Reinhold Hönle

Rapper Manillio (36) kehrt auf seinem fünften Album «Deheim» zu persönlicheren Texten zurück, die seine Fans mehr berühren, und hat sich damit freigeschwommen.

Die letzten beiden Alben haben Sie im Bierhübeli getauft, diesmal treten Sie in der Mühle Hunziken auf. Kein Zufall?

Was soll ich sagen? In den letzten Jahren ist in der Musikszene viel passiert. Speziell die Pandemie hat mich für einen Moment wirklich verunsichert. Noch nie zuvor habe ich über so lange Zeit keine Konzerte gespielt. Früher hatte man ein besseres Gespür dafür, welche Locations man füllt. In der Mühle Hunziken war ich in meinem Leben noch nie, weder als Zuschauer noch auf der Bühne, aber wir waren schon lange im Gespräch. Jetzt gibt es also quasi eine doppelte Premiere, für mich und das Album. (lacht)

Im Booklet steht, Sie hätten vor dem Album öfter ans Aufhören gedacht als auch schon. Sie wussten also nicht, ob es Ihr Vermächtnis würde?

Während der Produktion gab es Momente, in denen ich beim Schreiben blockiert war, nicht weiter wusste. Dann studierte ich schon, ob ich mir nicht irgendwann etwas anderes suchen muss als das Leben als selbstständiger Musiker, welches ich seit 2012 führe. Mit Familie hat man nochmal mehr Verantwortung, aber das Schöne ist, dass sich immer wieder Türen öffnen. Trotzdem überlegte ich, wie das Album sein sollte, falls es das letzte wäre.

Haben Sie deshalb noch thematisiert, was Sie bisher verdrängt oder noch nicht ganz verarbeitet hatten?

Nein, ich glaube, dass die Songs viel persönlicher wurden, weil ich zuletzt das Gefühl hatte, dass sich Manuel und Manillio voneinander entfernt hatten. Aber klar, selber Vater zu werden hat thematisch nochmal einiges aufgewirbelt.

In «Mama liebt mi» danken Sie Ihrer Mutter, die Sie und Ihre beiden Brüder allein grossgezogen hat, nachdem Ihr Vater früh gestorben war.

Das war natürlich ein grosser Einschnitt. Vorher hatte ich eine sorglose Kindheit, spielte viel Basketball und irgendwann auch Schlagzeug. Dann wurde bei meinem Vater Krebs diagnostiziert und als ich 13 Jahre alt war, starb er.

Er war es, der Ihre Hiphop-Begeisterung geweckt hatte?

Ja, er nahm mich 1999 an ein Freundeskreis-Konzert ins Bierhübeli mit, das mich extrem beeindruckt hat. Als ein Livealbum davon herauskam, habe ich es gefühlt hundert Mal gehört und konnte jede Ansage auswendig. Lustigerweise war Stress mit Double Pact die Vorgruppe. Seither kreuzen sich unsere Wege regelmässig. Erst kürzlich bin ich bei ihm in seiner MTV Unplugged Show in Bern aufgetreten.

«Ich könnte mir gut vorstellen als Texter zu arbeiten.» - Manuel Liniger

Wie erklären Sie sich, dass sich die Kluft zwischen Ihnen als Künstler und Privatperson nach «Kryptonit» geweitet hatte?

Ich war in eine Sphäre des Prominententums geraten, in der ich mich nicht mehr wohl fühlte. Die Distanzierung war wohl ein Schutzreflex.

Wie ist es Ihnen gelungen, sie rückgängig zu machen?

Das Schöne ist, dass es passierte, ohne dass ich es mir zum Ziel gesetzt hatte. Manchmal kam ich mir dabei sogar etwas egoistisch vor, im Sinne von, ich denke bei diesen Songs nur an mich. Jetzt, wo es schon ein paar Tage draussen ist, bekomme ich sehr viele Nachrichten von Menschen, die mir schreiben, «Hey, danke für das Album, das ist genau das, was ich gerade brauche oder «Ich habe auch einen Elternteil verloren und erkenne mich in dem wieder, wovon du sprichst».

Welche Rolle spielte der Wechsel zu einer kleinen Plattenfirma?

Tatsächlich sind viele Dinge zusammengekommen. Man muss ja auch sehen, dass ich bis zum letzten Album ein verwöhnter Künstler war. Seit meinem ersten Album ist es bei mir immer bergauf gegangen, bis ich 2017 mit «Kryptonit» den Gipfel erreichte. Dann blieb der Erfolg von «Plus Minus» hinter den Erwartungen der Major-Plattenfirma zurück und der Vertrag wurde nicht verlängert. Gleichzeitig kamen die Pandemie und die Verantwortung als Vater von zwei Kindern. Ich musste mich hinterfragen, ob ich das mit der Musik noch die nächsten 20 Jahren machen kann oder mir mal Alternativen überlegen sollte.

Woran denken Sie?

Ich könnte mir gut vorstellen als Texter zu arbeiten. Ein Teilzeitjob wäre sicher etwas Gutes, um für die Familie mehr Sicherheit zu haben und als Manillio weniger Druck.

Sie entsprechen nicht dem Klischeebild, des Rappers. Wie hat sich Ihre Definition von Erfolg verändert?

Ich gebe mir viel Mühe, qualitativ hochwertige Musik zu machen und entsprechend zu präsentieren. Das zeigt sich auch in Grafik, Videos und Liveshow. Früher dachte ich, dass mein persönlicher Geschmack, was ich am besten finde, auch von der Allgemeinheit geteilt und verstanden würde - ein Trugschluss. Mittlerweile ist mir klar, dass mein textintensiver Rap vielleicht nicht die ganz breite Masse erobert, die sonst Trauffer, Gölä oder Bligg hört, sondern eher ein Nischending für Liebhaber bleiben wird. Sich darüber klar zu werden, dass man es vermutlich nie auf die Hauptbühne des Gurtenfestivals schaffen wird, hat eine gewisse Tragik, aber ich habe meinen Frieden damit gemacht.

In «45 Boogie» zählen Sie Ihre verschiedenen Einflüsse auf. Welche Rolle spielt die Länggasse?

Ich habe mit meiner Familie dort gewohnt und das Lied kurz vor unserem Umzug in Richtung Bümpliz geschrieben. Solothurn ist für immer meine Heimatstadt, es gibt inzwischen aber sehr viele Orte an denen ich mich irgendwie

zu Hause fühle, nicht nur geographische. Bern gehört dazu, spätestens seit unsere Kinder geboren wurden. Sie sprechen Spanisch und Schweizerdeutsch, und «berner» auf jeden Fall schon mehr als ich.

Was bedeutet «Monbijou» für Sie?

Der Song war für mich sehr wichtig, aber hatte nichts mit dem Quartier zu tun, sondern ist ein Kosewort.

Das dürfte allen bewusst sein, die Ihren Sommerhit kennen...

Ich wollte nur sicher sein. (Lacht) Da ich mit Viva und MTV aufgewachsen bin und geliebt habe, was die Neptunes zum Beispiel mit Justin Timberlake produzierten, war für mich klar, dass ich auch mal was in dem Stil ausprobieren wollte. Ich spiele «Monbijou» noch immer sehr gerne live, da der Song immer zu den Höhepunkten der Konzerte zählt.

Sie haben Ihren Künstlernamen von Manuel abgeleitet. Mit der Absicht, dass er einem Spanisch vorkommt?

Nein, aber damals fand ich brasilianische Namen wie Ronaldinho cool. Als ich dann einen ersten Gastauftritt auf der CD eines Kollegen hatte und das Booklet gedruckt wurde, brauchte ich plötzlich ganz schnell einen Künstlernamen. Ich konnte nicht ahnen, wie lange er mich begleiten würde, sonst hätte ich mir wahrscheinlich etwas anderes überlegt. Manillio wird dauernd falsch geschrieben, mit einem L oder ohne I. Es ist eine Katastrophe, aber ich habe mich daran gewöhnt! (Lacht).

(Quelle: <https://epaper.baernerbaer.ch/09042024/68673998>, abgerufen am 24.08.2024)

Artikel 8: Zeitungsartikel aus Berns online Wochenzeitung *BärnerBär*

«Ich will immer viel zu viel»

Sängerin Christine Hasler

Veröffentlicht: Dienstag, 16. April 2024

Autor: Helen Lagger

Christine Hasler ist die Leadsängerin der Band «Lia Sells Fish». Momentan driftet ihr Sound vom Rock zum Triphop und Pop ab und sie sagt: «Ich habe keine Angst mehr vor Mundart.»

Treffpunkt Wald. Die Sängerin Christine Hasler hat diesen Ort beim Wylerbad gewählt, weil die Natur ihr viel Inspiration liefert. Ich benutze in meinen Songtexten oft Waldbilder als Übersetzung von Gefühlen.» 2019 hat sie ihre Band «Lia Sells Fish» gegründet und das erste Album herausgebracht. Die ursprüngliche Besetzung existiert heute nicht mehr. Aktuell formieren sich rund um die Singsongwriterin und Leadsängerin der Drummer Pascal Lüthi, der Keyboarder Ueli Kempfer und Haslers Mann, Stefan Schischkanov als Gitarrist. Die rockige Schiene der Anfangsjahre tritt zunehmend zurück. «Wir driften Richtung Triphop und Pop ab», so Hasler. Sie hat Musik- und Medienkunst an der Hochschule der Künste in Bern studiert. Ich habe dort wahnsinnig viele Skills erworben und viele gute Leute kennengelernt.» «Lia Sells Fish», ist sowohl der Bandname wie das Alter Ego der Sängerin. «Ich grabe wahnsinnig viel aus mir selbst.» Der Name, der der Künstlerin schon vor 20 Jahren einfiel ist der Tiefenpsychologie entnommen. Der Psychiater Carl Gustav Jung habe die Analogie von Fischen verwendet, um die Nahrung für das Unterbewusstsein zu beschreiben. «Sells» stehe für den Fakt, dass sie ihre Songs und damit ein Stück weit ihre Gefühle schliesslich auch verkaufe. Ihre Arbeitsmoral bezeichnet Hasler als streng. Seit sie Mutter geworden ist, ist ihr Pünktlichkeit noch wichtiger. «Du musst mehr planen und ich will immer viel zu viel.»

Hochzeit und Beerdigung

Wenn Hasler auf ihre Anfänge als Performerin zurückblickt, staunt sie manchmal selbst. «Bei so genannten Open Mics habe ich auch mal aus meinem Tagebuch vorgelesen», erinnert sie sich lachend. «In deinen Zwanzigern darfst du alles.» Heute ist ihr wichtig, dass ihre Texte, die häufig von Liebe handeln, so offen sind, dass man sie ebenso gut an einer Taufe, einer Hochzeit oder Beerdigung spielen könnte. «Water running down my skin - washing off this mud again» - auf Deutsch «Wasser rinnt mir über die Haut und wäscht den Schlamm wieder ab.» - lautet etwa eine Songzeile von «Lia Sells Fish». Im Rahmen von Auftritten als «Duo Ha_Ke_1» mit dem Keyboarder Ueli Kempfer improvisiert sie stets aus dem Stegreif, etwa an Konzerten der Reihe «Bee Flat».

«Ich habe dort wahnsinnig viele Skills erworben.» - Christine Hasler

«Wir sprechen uns vorher nicht ab, aber du musst dein Mindset natürlich gleichwohl parat haben. Ein Trick, wenn sie nicht weiterwisse, sei es ein schönes Wort wie «Schnee» mehrfach zu wiederholen bis daraus plötzlich das französische «neige» werde. Mittlerweile habe sie keine Angst mehr vor dem Schweizerdeutschen. «Ich hatte lange Zeit das Gefühl, es gebe schon zu viel in diesem Bereich. In einem Song auf Mundart erzählt sie vom Backen, wie sie den Finger in den Teig steckt, Spass am Kuchenmachen hat. «Es ist ein unfreiwillig sexuell aufgeladener und sinnlicher Text geworden», so Hasler. Bewusst sei ihr das erst durch das Feedback des Publikums geworden.

Im Universum des Grossvaters

Hasler ist die Tochter eines Versicherungsberaters und einer Reflexzonentherapeutin. Ihre Schwester Denise Hasler ist Schauspielerin. «Das Theater ist nebst der Musik meine zweite Liebe», so die Sängerin. Als Darstellerin und Musikerin war sie etwa in «Gschwüscherti» einer Produktion von Weltalm Theater und Theater Sgaramusch zu sehen. «Ich habe die Figur der jüngsten Schwester bereits rund achtzig Mal gespielt», so Hasler. Eine Performerin sei sie schon immer gewesen. «Wohl zum Leidwesen meines Umfelds», wie sie lachend sagt. «Bereits in der zweiten Klasse nutzte ich meine Stimme als Instrument und spielte Gitarre.» Gemeinsam mit ihrer Schwester entwickelte sie das Projekt «Ernst» (2019). Hasler hatte Tagebücher vom mittlerweile verstorbenen Grossvater, der tatsächlich «Ernst» hiess und auch eher ein strenger, ernster Typ war, gefunden. «Meine Schwester hat etwa 10 000 Seiten abgetippt.» Ein Dokument, das von Alltäglichem berichtet, von den Dingen, die zunehmend nicht mehr gehen. Aus sich wiederholenden Einträgen wie «Zvieri», «Abwaschen» oder «Haushalt», hat Hasler Textblöcke kreiert. Die Schwestern mussten der Familie versichern, dass sie sich nicht über Ernst lustig machten. Entstanden ist ein berührender Text, der davon spricht, wie sich ein alter Mensch versichert, noch am Leben zu sein. An der Premiere erschienen schliesslich ebenso alte Leute, die Ernst noch kannten wie junge Menschen, die neugierig auf das Projekt waren. «Das hat mich sehr gefreut.»

(Quelle: <https://epaper.baernerbaer.ch/16042024/68679572>, abgerufen am 24.08.2024)

Artikel 9: Zeitungsartikel aus Berns online Wochenzeitung *BärnerBär*

**«Verlegerin und Wirbelwind mit Herz»
Rosmarie Bernasconi**

Veröffentlicht: Dienstag, 23. April 2024
Autor: Corinna Elena

Rosmarie Bernasconi ist der Wirbelwind in der Berner Matte. Verlegerin und Buchhändlerin seit 1996, Astrologin, langjährige Herausgeberin des «Matteguckers» und Schreibende, Bloggende und immer wieder Menschenverbindende.

Das Verlegen von Büchern, was war der erste Gedanke damals, als die Idee in Ihnen ein Feuer entfachte?

Peter Maibach schrieb in der damaligen «Mattezytig» berndeutsche Geschichten und ich fand, dass diese humorvollen, ernsten und nachdenklichen Texte nicht einfach so verschwinden sollten. So entschied ich mich blauäugig, wie ich bin, diese zwischen Buchdeckeln herauszugeben. «Bärbeli und andere Geschichten» ist nach wie vor im Programm und wurde zu einem «Longseller».

Sie sind nicht fassbar; Astrologie beschäftigt Sie genauso wie das Verlegen von Büchern und das Schreiben von Kurzgeschichten ... Gibt es Dinge, die Sie gerne tun, von denen noch niemand weiss?

Ich bin doch wie ein offenes Buch und ich gebe meine Meinung und mein Wissen gerne weiter, ob es andere wollen oder nicht. Nein, Spass beiseite, es gibt nichts, was ich verheimlichen müsste. Ich fotografiere gerne und bin gerne mit Menschen zusammen... und manchmal faulenze ich sogar und treibe mich auf den sozialen Medien herum.

Wie ist es, als schreibendes Paar unterwegs zu sein?

Es ist immer wieder ein guter Austausch und macht grossen Spass. Ich hätte mir nie vorstellen können, mit Peter ein Buch herauszugeben. Es ist sehr schön, wenn man sich über das Schreiben austauschen kann, wie im Roman «Sieben Berge», und sich gegenseitig unterstützt. Das war nicht immer so. Es gab auch Momente, da war ich auf Peter eifersüchtig, wenn er einfach so schreiben konnte und ich keinen Satz zu Papier brachte.

Und wie reagieren Menschen, die Sie nicht kennen, auf Ihre Vorliebe für astrologische Fragen und deren Zusammenhänge?

Im Vergleich zu früher bin ich eher vorsichtig geworden wenn jemand nicht darüber sprechen will - dann lasse ich das Thema. Es gibt allerdings auch ganz viele Menschen, die mehr wissen möchten. Natürlich will ich meist von Anfang an wissen, was mein Gegenüber für ein Sternzeichen ist, da frage ich schon nach. Wenn ich dann aber höre: «Ich halte nicht viel von Astrologie», bohre ich nicht weiter. Oder doch? Dann will ich das Geburtsdatum wissen (lacht).

«Es ist sehr schön, wenn man sich über das Schreiben austauschen kann.» - Rosmarie Bernasconi

Sie haben einmal gesagt, dass Sie nicht den Anspruch auf das Verlegen von Literatur hätten, sondern Menschen unterhalten möchten. Sie fahren gut damit, oder?

Ja ich fahre sehr gut damit, denn für mich stehen Menschen und deren Geschichten im Zentrum - Geschichten, die oft spannender als hochstehende Literatur sind.

Auch wenn man das eine Verlegerin nicht fragen sollte... aber: Welches ist Ihr absolutes Lieblingsbuch - es kann auch ein Buch aus Ihrem Sortiment sein, das Sie nicht selber verlegt haben...

Ich finde immer wieder Bücher, die ich gerne mag, sei es aus dem Verlag oder auch sonst. Aus dem Verlag sind es im Moment das Buch von «Zutreffend Anders» von Pfuschi und natürlich das Buch von Peter «Bucht der Diva», und auch «So tickt Bern» von Mirjam Comtesse. Letzteres mag ich sehr, weil es mich an die Anfangszeiten hier in Bern erinnert. Das Buch, das im Moment in der Pipeline ist «Beeren Bildung Begegnung», zum 10-jährigen Jubiläum vom Berner Stiftungsgarten, erscheint im Mai und macht mir grad viel Freude. Ein neuer Krimi von Regine Frei «Ein neues Leben» erscheint im Juni. Es gäbe noch viele, die ich aufzählen könnte... Ich liebe Bücher! Und doch, da gibt es das absolute Lieblingsbuch im Moment: «Vielleicht» - eine Geschichte von Kobi Yamada über die unendlich vielen Begabungen in jedem von uns.

Sie sind eine Menschenverbindende und bekannt in der Matte, vielleicht schon fast ein Matte-Unikat. Wie fühlt sich das für Sie an?

Ich finde, dass jeder Mensch einzigartig ist und deshalb ist es für mich selbstverständlich, dass jeder Mensch ein Unikat ist und das ist auch gut so. Ich bin nicht spezieller als andere und bin der Meinung, dass alle ihre Qualitäten haben, die sie nutzen können oder nicht.

Was hat Sie über all die Jahre in der Matte gehalten?

Ich finde die Matte vielseitig, lebendig und das Mattequartier ist immer wieder Veränderungen unterworfen, was ich persönlich sehr reizvoll finde. Ich liebe die Aare, das Wasser und die persönlichen Kontakte zu den Menschen. Die Vielfalt eben!

Sie sprechen nach all den Jahren in Bern immer noch im Glarner-Dialekt. Haben Sie manchmal Heimweh nach Ihrer alten Heimat?

Nein, habe ich nicht. Ich fühle mich hier in der Matte zu Hause und ich könnte mir nicht vorstellen, wieder im Glarnerland zu leben. Das Glarnerland ist schön, allerdings aber auch sehr eng.

Und zu guter Letzt: Mit welchen verstorbenen Geschichtsschreiberinnen oder Autoren möchten Sie gerne einen Tag lang über Gott und die Welt philosophieren?

Als unser Lehrer einst am Samstagmorgen vorlas, ging sogar ich gerne zur Schule! Mich haben Kurt Helds «Rote Zora» und Lisa Tetzners «Schwarze Brüder» von Anfang an fasziniert. Die beiden sind schon längst tot, sie haben auch gemeinsam geschrieben und das hat mir schon gut gefallen. Sich zusammen auszutauschen und gemeinsam zu schreiben finde ich sehr «kuul».

(Quelle: <https://epaper.baernerbaer.ch/23042024/68685850> , abgerufen am 24.08.2024

Artikel 10: Zeitungsartikel aus Berns online Wochenzeitung *BärnerBär*

«Wir haben uns blind vertraut»

Bieler gitarrist und Berner chansonnier

Veröffentlicht: Dienstag, 7. Mai 2024

Autor: Reinhold Hönig

Der Bieler Gitarrist Roman Nowka (44) hat den Berner Chansonnier Stephan Eicher (63) für eine neue, jazzige Mani-Matter-Interpretation gewonnen. Das «Bärner- Bär»-Interview vermittelt ihren speziellen Esprit.

Roman, wie ist dieses Mani Matter Projekt entstanden? Hatten Sie keine Hemmige?

Roman Nowka: Doch! Der Jazzclub Moods in Zürich fragte mich dreimal, ob ich ein solches Programm machen könne. Ich hatte zweimal Nein gesagt, da ich dachte, es wäre schon alles gemacht worden. Plötzlich war jedoch alles klar und ich wusste, dass ich das als Bob Dylan vs. Mani Matter Show aufziehe.

Stephan Eicher: In der Form eines Battle.

Nowka: Genau. Eine Band spielte Dylan Songs, die andere Matter Songs. Nach dem Stück haben wir mit einem Mikrophon den Applaus gemessen. Wer insgesamt mehr Dezibel sammelte, hatte gewonnen.

Eicher: Lass mich raten, wer gewonnen hat...

Nowka: (lacht) Stimmt. Das Publikum hatte Freude und wir auch. Danach haben wir uns entschlossen, mehr daraus zu machen.

Wie stiess Endo Anaconda dazu?

Nowka: Ich sagte auf der Bühne, es wäre gut, noch jemanden zu haben, der singt. Da hat jemand von der Bar geschrien: «Endooo!».

Eicher: Gute Geschichte, die kannte ich noch gar nicht. (Lacht)

Haben Sie sich sofort gefunden?

Nowka: Ehrlich gesagt, als wir probten, hat es anfänglich gar nicht funktioniert. Dann begann er die Songtexte zu lesen. Das gefiel ihm und mir auch. Ich fand es sehr schön, sie mit Musik zu hinterlegen. Zwei oder drei Lieder haben wir zusammen gemacht und ähnlich viele Konzerte geplant, doch dann ist er leider gestorben.

Wie ist es zu Ihren ersten Matter- Interpretationen gekommen?

Eicher: Züri West, die auf ihre Art, indem sie die Melodie und Harmonisierung leicht veränderten, immer wieder mal einen Matter-Song coverten, inspirierten mich. Nachdem wir 1991 gemeinsam «Dr Alpeflug» aufgenommen hatten, wollte ich, dass auch auf dem Album «Engelberg», das ich mit Studiocracks aus aller Welt einspielte, durch «Hemmige» meine DNA einfließt. Es wurde zu einem der Lieblingsstücke der Band, was ich Kuno verdanke, da ich ohne ihn gar nicht den Mut gehabt hätte. Wenn mir jemand Licht macht im dunklen Zimmer, laufe ich jedoch ziemlich bald hinterher. (Schmunzelt)

Und Ihnen ist das Publikum wie dem Rattenfänger von Hameln hinterhergelaufen ...

Eicher: Überraschenderweise sogar in Paris! Ganz Frankreich hat das Stück auf Bärndütsch adaptiert. Damit hat sich ein Kreis geschlossen, da Matter von Georges Brassens beeinflusst war. Aus diesem Grund haben die Franzosen Struktur, Melodie und Gefühl verstanden, trotz dieser komischen exotischen Sprache. So gibt es einen Tumult und die Leute verlangen das Geld zurück, wenn ich dieses Lied nicht singe!

Insofern haben Sie auch einen Anteil daran, dass Matters Werk nicht vergessen geht.

Eicher: Es ist schön, wenn Sie das so sehen. Ich würde mich nicht getrauen, das zu sagen. «Campari Soda» habe ich nochmals ein wenig beflügelt. Es macht mir aber auch Freude, wenn ich dazu beitragen kann, dass ein Lied bekannt wird. So sang ich «Bälpmoos» schon auf meiner Tournee, bevor Patent Ochsner ein breites Publikum berührt hat und noch in meinem Vorprogramm spielte.

«Ich habe Stephan immer mit Mani Matter in Verbindung gebracht.» - Roman Nowka

Wie kamen Sie auf Stephan, nachdem Endo Anaconda gestorben war?

Nowka: Ich dachte sofort an ihn, da ich Stephan immer irgendwie mit Mani Matter in Verbindung gebracht hatte.

Wie haben Sie Kontakt aufgenommen?

Nowka: Ich habe ihm eine E-Mail geschrieben, da ich mich nicht traute, ihn anzurufen. Ich erinnere mich noch an die erste Probe. Als Stephan zu den Hot 3 stiess, hatte ich das Gefühl, die Bühne würde sich zwei Meter heben! (Lacht). Das ist jetzt keine Schmeichelei. Ich merkte: «Wow, hier geschieht was!»

Eicher: Da fällt mir ein, dass ich Roman schon vor einigen Jahren auf YouTube entdeckte. Er sah aus wie ein amerikanischer Filmschauspieler aus den Fünfzigerjahren. Die Gitarre hielt er, wie ein Greifvogel sein Opfer unter sich begräbt. (Lacht) Als ich jemand, der jetzt in dieser Band spielt, auf Roman ansprach, sagte er: «Du, ihr werdet nicht miteinander auskommen. No way.» Ich dachte: «Ach schade, sein Gitarrensound hätte mir gefallen.» Bei dieser Hommage an Mani Matter hat sich jedoch gezeigt, dass ich mich mit ihm so gut verstehe wie noch mit kaum jemandem, sowohl als Musiker wie als Mensch.

Haben Sie denn sofort zugesagt, als Roman Sie kontaktierte?

Eicher: Zuerst habe ich gar nicht reagiert, aber das will nichts heissen. Es gibt unendlich viele E-Mails auf dieser Welt... Ich finde es einfacher, wenn ich einen Telefonanruf bekomme. Dann weiss ich sofort, da gibt es einen Freund, dem es nicht gut geht, und nehme mir dir Zeit - oder es ist jemand, der einfach plaudern will. (Lacht) Der «Psychologe» in der Band sagte jedoch beim Stichwort Mani Matter: «Das ist doch Roman Nowka, komm, das machen wir!» Anfangs fragte ich mich allerdings: Braucht es noch ein neues Stephan-Eicher-Album?

Woher kamen Ihre Zweifel?

Eicher: Wenn ihr ein Rockalbum hören wollt, hört «Carcassonne», Balladen findet ihr auf «Homeless Songs» und Schweizerdeutsches im «Song Book». Und «Matter Rock» gab es auch schon, wenn auch nicht von mir. Ich dachte zuerst, da wäre alles schon gesungen, aber Matters Lieder gehören eben zum Schweizer Pendant des Great American Songbook.

Nowka: Ich staune immer wieder über dich, Stephan. Als du das mit unseren Welten erklärt hast, wurde mir plötzlich etwas klar, das ich vorher nicht benennen konnte. Du schenkst mir immer wieder solche Aha-Momente.

Eicher: Ich erkläre dir noch etwas: Bei Mani Matter reden immer alle vom Text. Der ist unumstösslich brilliant, obwohl es heute ein paar Themen gibt, an denen man die Veränderung der Gesellschaft sieht. «Dr Sidi Abdel Assar vo el Hama», darf man das noch? «Luege mir ere Frou höchstens e chly uf d'Bei, will mir Hemmige hei»? Das sind alles Fragen, die wir uns auch auf der Bühne stellen und mit denen wir spielerisch umgehen. Das Geniale ist jedoch, wie du (Roman) plötzlich die Melodien erkannt hast. Zuerst wollte ich das Album ohne Gesang machen, aber dann wollte ich unsere Kreativität nicht unnötig einschränken. Es ist ja nicht so, dass man morgens aufsteht und eine geniale Idee hat, die dein Weltbild und deine Karriere auf einen Schlag verändern wird.»

Sondern?

Eicher: Es ist ein Prozess, kein Masterplan. Man lässt sich inspirieren, wie beim Kochen, wenn man nicht viel im Kühlschrank hat, und erfindet den Toast Hawaii, eine Weltrevolution! (Lacht)

(Quelle: <https://epaper.baernerbaer.ch/07052024/68697856> , abgerufen am 24.08.2024)

Sažetak i zaključak na hrvatskom jeziku

U ovom završnom radu istražuje se švicarski njemački jezik na leksikološkoj, leksikografskoj, sociolingvističkoj i helvetističkoj razini, uključujući njegove leksičke posebnosti, na temelju korpusa novinskih članaka iz područja kulture. Prvi dio završnoga rada bavi se teorijskim osnovama leksikologije, leksikografije, sociolingvistike te povijesnim razvojem njemačkog jezika u Švicarskoj. Nadalje, objašnjava se razvoj pisanog i govorenog jezika te upotreba helvetizama u danas. Drugi dio opisuje analizu odabranog korpusa za koji su bili korišteni intervjui iz novinskih članaka iz područja kulture. Na temelju gore navedenih teorijskih podloga proveda se analiza leksičkih posebnosti švicarskog njemačkog jezika, koje su uspoređene sa standardnim njemačkim jezikom. Naposljetku su rezultat i hipoteza obrazloženi u zaključku.

Ključne riječi:

leksikologija, leksikografija, sociolingvistika, novinski članci